IX. Jahrg. März—April 1935 Heft 2

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Preis dieses Heftes Mark 2·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Basel, Angensteinerstraße 16

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart N, Relenbergstr. 16

Hans Zulliger
Ittigen bei Bern

Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, I., Dorotheergasse 7

6 Hefte jährlich M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Preis des Heftes: M. 2·— (schw. Frk. 2·50, österr. S 3·40)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 17·50*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 190·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·50*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 16·—*
Prag 79.385	*Kč 100·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 16·—*	*Kjöbenhavn 24.932*	*dän. Kr 18·50*

(Frühere Preisangaben ungültig)

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

Als Sonderheft des Jahrganges 1935 erscheint demnächst: **„Psychoanalyse und Pubertät".**

In Vorbereitung befinden sich ferner die Sonderhefte: **„Lern- und Denkstörungen", „Jugendliche Verwahrlosung und Kriminalität".**

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

IX. Jahrg. März—April 1935 Heft 2

Psycho-Analysis

Von Sigm. Freud

Zuerst veröffentlicht mit einigen Abänderungen in englischer Sprache unter dem Titel: „Psychoanalysis: Freudian School" in „Encyclopaedia Britannica", XIIIth Edition, New Vols III, London 1926; in deutscher Sprache erschien die Arbeit im XII. Band der „Gesammelten Schriften" und im Almanach der Psychoanalyse 1935; die vielen Lesern der Z. f. psa. P. unbekannte Darstellung der Psychoanalyse bringen wir — mit Genehmigung des Autors — hier nochmals zum Abdruck.

Da die Psychoanalyse in der elften Auflage der Encyclopaedia Britannica keine Erwähnung gefunden hat, ist es unmöglich, sich hier auf die Darstellung ihrer Fortschritte seit 1910 zu beschränken. Der wichtigere und interessantere Abschnitt ihrer Geschichte fällt in die Zeit vorher.

Vorgeschichte.

In den Jahren 1880 bis 1882 erfand der Wiener Arzt Dr. Josef Breuer (1842 bis 1925) ein neues Verfahren, um ein an schwerer Hysterie erkranktes Mädchen von ihren mannigfaltigen Symptomen zu befreien. Er folgte der Ahnung, daß diese Symptome mit den Eindrücken einer aufregenden Zeit von Krankenpflege bei ihrem Vater zusammenhängen könnten und veranlaßte sie, im Zustand des hypnotischen Somnambulismus diese Zusammenhänge in ihrer Erinnerung aufzufinden und die „pathogenen" Szenen unter ungehemmter Affektentwicklung nochmals durchzuleben. Wenn sie das getan hatte, war das Symptom dauernd geschwunden. Zu dieser Zeit waren die Arbeiten von Charcot und P. Janet über die Ent-



stehung hysterischer Symptome noch nicht vorgefallen. Breuer war also völlig unabhängig von diesen Anregungen. Er verfolgte aber seine Entdeckung nicht weiter; erst ein Jahrzehnt später nahm er sie unter der Mitwirkung von Sigm. Freud wieder auf. Im Jahre 1895 veröffentlichten die beiden Autoren ein Buch, „Studien über Hysterie", das die Funde von Breuer mitteilte und durch die Theorie der Katharsis zu erklären suchte. Es wurde angenommen, das hysterische Symptom entstehe dadurch, daß die Energie eines seelischen Vorgangs von der bewußten Verarbeitung abgehalten und in die Körperinnervation gelenkt werde (Konversion). Das hysterische Symptom sei also ein Ersatz für einen unterbliebenen seelischen Akt und eine Reminiszenz an dessen Anlaß. Die Heilung erfolge durch die Befreiung des irregeleiteten Affekts und die Abfuhr desselben auf normalem Wege (Abreagieren). Die karthartische Behandlung gab vortreffliche therapeutische Resultate, die aber nicht dauerhaft waren und nicht unabhängig von der persönlichen Beziehung des Kranken zum Arzt. Freud, der diese Untersuchungen später allein fortsetzte, veränderte deren Technik, indem er anstatt der Hypnose die Methode der freien Assoziation anwendete. Er schuf den Namen Psychoanalyse, der im Laufe der Zeit zwei Bedeutungen gewann. Er bezeichnet heute 1. eine besondere Behandlungsmethode neurotischer Leiden, 2. die Wissenschaft von den unbewußten seelischen Vorgängen, die auch treffend „Tiefenpsychologie" genannt wird.

Inhalt der Psychoanalyse.

Als therapeutisches Verfahren gewinnt die Psychoanalyse immer mehr Anhänger, weil sie mehr für die Kranken leistet als jede andere Behandlungsmethode. Das Gebiet ihrer Anwendung sind die leichteren Neurosen, Hysterie, Phobien und Zwangszustände, ferner Charakterverbildungen, sexuelle Hemmungen und Abnormitäten, wo sie erhebliche Besserungen und selbst Heilungen erzielt. Ihr Einfluß auf Dementia praecox und Paranoia ist zweifelhaft, unter günstigen Umständen kann sie auch schwere Depressionen bewältigen. In allen Fällen stellt sie große Ansprüche an den Arzt wie an den Kranken, erfordert vom ersteren eine besondere Ausbildung und lang dauernde Vertiefung in jeden Kranken, von dem letzteren ansehnliche materielle und psychische Opfer; sie lohnt

aber meistens alle Bemühungen. Eine bequeme Panacee für psychische Leiden *(cito, tuto, jucunde)* ist auch die Psychoanalyse nicht; ihre Anwendung hat im Gegenteile erst Aufklärung über die Schwierigkeit und die Grenzen der Therapie bei solchen Affektionen gebracht. Vorläufig gibt es nur in Berlin und Wien private Institutionen, die psychoanalytische Behandlung auch der arbeitenden, unbemittelten Bevölkerung zugänglich machen. Der therapeutische Einfluß der Psychoanalyse ruht auf der Ersetzung unbewußter seelischer Akte durch bewußte und reicht so weit, als dieses Moment bedeutet. Diese Ersetzung wird durch die Überwindung innerer Widerstände im seelischen Leben des Kranken herbeigeführt. Die Zukunft wird wahrscheinlich urteilen, daß die Bedeutung der Psychoanalyse als Wissenschaft des Unbewußten ihre therapeutische Bedeutung weit übertrifft.

Die Psychoanalyse als Tiefenpsychologie betrachtet das Seelenleben von drei Gesichtspunkten, vom dynamischen, ökonomischen und topischen. In ersterer Hinsicht führt sie alle psychischen Vorgänge — von der Aufnahme äußerer Reize abgesehen — auf das Spiel von Kräften zurück, die einander fördern oder hemmen, sich miteinander verbinden, zu Kompromissen zusammentreten usw. Diese Kräfte sind ursprünglich alle von der Natur der Triebe, also organischer Herkunft, durch ein großartiges (somatisches) Vermögen (Wiederholungszwang) ausgezeichnet, finden in affektiv besetzten Vorstellungen ihre psychische Vertretung. Die Lehre von den Trieben ist auch für die Psychoanalyse ein dunkles Gebiet. Die Analyse der Beobachtung führt zur Aufstellung zweier Triebgruppen, der sogenannten Ich-Triebe, deren Ziel die Selbstbehauptung ist, und der Objekttriebe, die die Beziehung zum Objekt zum Inhalt haben. Die sozialen Triebe werden nicht als elementar und unableitbar anerkannt. Theoretische Spekulation läßt die Existenz von zwei Grundtrieben vermuten, die sich hinter den manifesten Ich- und Objekttrieben verbergen, dem Trieb zur immer weiter strebenden Vereinigung, dem Eros, und dem zur Auflösung des Lebenden führenden Destruktionstrieb. Die Kraftäußerung des Eros wird in der Psychoanalyse L i b i d o genannt.

Die ökonomische Betrachtung nimmt an, daß die psychischen Vertretungen der Triebe mit bestimmten Quantitäten Energie besetzt sind *(Cathexis)* und daß der psychische Apparat die Tendenz

hat, eine Stauung dieser Energien zu verhüten und die Gesamtsumme der Erregungen, die ihn belastet, möglichst niedrig zu halten. Der Ablauf der seelischen Vorgänge wird automatisch durch das Lust-Unlust-Prinzip reguliert, wobei Unlust irgendwie mit einem Zuwachs, Lust mit einer Abnahme der Erregung zusammenhängt.

Das ursprüngliche Lustprinzip erfährt im Laufe der Entwicklung eine Modifikation durch die Rücksicht auf die Außenwelt (Realitätsprinzip), wobei der psychische Apparat erlernt, Lustbefriedigungen aufzuschieben und Unlustempfindungen für eine Weile zu ertragen.

Die topische Betrachtung faßt den seelischen Apparat als ein zusammengesetztes Instrument auf und sucht festzustellen, an welchen Stellen desselben sich die verschiedenen seelischen Vorgänge vollziehen. Nach unseren heutigen Einsichten gliedert sich der seelische Apparat in ein „Es“, das der Träger der Triebregungen ist, in ein „Ich“, das den oberflächlichsten durch den Einfluß der Außenwelt modifizierten Anteil des „Es“ darstellt und in ein „Über-Ich“, das, aus dem „Es“ hervorgegangen, das Ich beherrscht und die für den Menschen charakteristischen Triebhemmungen vertritt.

Auch die Qualität des Bewußtseins hat ihre topische Beziehung, die Vorgänge im Es sind durchwegs unbewußt, das Bewußtsein ist die Funktion der äußersten für die Wahrnehmung der Außenwelt bestimmten Schichte des Ichs.

Hier ist Raum für zwei Bemerkungen. Man darf nicht annehmen, daß diese allgemeinsten Vorstellungen die Voraussetzungen der psychoanalytischen Arbeit sind. Es sind vielmehr ihre spätesten Ergebnisse und der Revision unterworfen *(open to revision)*. Die Psychoanalyse ruht sicher auf der Beobachtung der Tatsachen des Seelenlebens, ihr theoretischer Überbau ist darum noch unvollständig und in beständiger Umwandlung begriffen. Ferner: man soll sich nicht verwundern, daß die Psychoanalyse, die ursprünglich nur pathologische seelische Phänomene erklären wollte, dazukam, eine Psychologie des normalen Seelenlebens zu entwickeln. Die Berechtigung dazu ergab sich, als man fand, daß die Träume und die Fehlleistungen normaler Menschen denselben Mechanismus haben wie die neurotischen Symptome.

Die nächste Aufgabe der Psychoanalyse war die Aufklärung der neurotischen Erkrankungen.

Die analytische Neurosenlehre ruht auf drei Pfeilern, 1. der Lehre von der Verdrängung *(repression)*, 2. von der Bedeutung der Sexualtriebe, 3. von der Übertragung *(transference)*.

Ad 1. Es gibt im Seelenleben eine zensurierende Macht, welche Strebungen, die ihr mißfallen, vom Bewußtwerden und vom Einfluß auf das Handeln ausschließt. Solche Strebungen heißen verdrängt. Sie bleiben unbewußt; wenn man sich bemüht, sie dem Patienten bewußt zu machen, ruft man einen Widerstand *(resistance)* hervor. Solche verdrängte Triebregungen sind aber nicht immer machtlos geworden, in vielen Fällen gelingt es ihnen, sich auf Umwegen Einfluß auf das Seelenleben zu verschaffen, und die so erreichten Ersatzbefriedigungen des Verdrängten bilden die neurotischen Symptome.

Ad 2. Aus kulturellen Gründen werden die Sexualtriebe am intensivsten von der Verdrängung betroffen, gerade bei ihnen mißlingt aber die Verdrängung am ehesten, so daß die neurotischen Symptome als die Ersatzbefriedigung der verdrängten Sexualität erscheinen. Es ist nicht richtig, daß das Sexualleben des Menschen erst mit der Pubertät beginnt; es ist vielmehr vom Anfang des Extrauterinlebens an nachweisbar, erreicht einen ersten Höhepunkt bis zum fünften Jahr (Frühperiode) und erfährt dann eine Hemmung oder Unterbrechung (Latenzzeit), der durch die Pubertät, den zweiten Gipfel der Entwicklung, ein Ende gemacht wird.

Der zweizeitige Ansatz des Sexuallebens scheint für das Genus Homo charakteristisch zu sein. Alle Erlebnisse dieser ersten Kindheitsperiode sind von großer Wichtigkeit für das Individuum, im Verein mit der ererbten sexuellen Konstitution stellen sie die Dispositionen für die spätere Charakter- und Krankheitsentwicklung her. Es ist unrichtig, die Sexualität mit der „Genitalität" zusammenfallen zu lassen. Die Sexualtriebe machen eine komplizierte Entwicklung durch, an deren Ende erst der „Primat der Genitalzonen" steht. Unterwegs stellen sich mehrere „prägenitale" Organisationen her, an denen sich die Libido „fixieren" kann und zu denen sie im Falle späterer Verdrängung zurückkehrt (Regression). Die infantilen Fixierungen der Libido treffen die Entscheidung über die

spätere Wahl der Erkrankungsform. So erscheinen die Neurosen als Entwicklungshemmungen der Libido. Spezifische Ursachen der neurotischen Erkrankung finden sich nicht, quantitative Verhältnisse entscheiden über den Ausgang der Konflikte in Gesundheit oder neurotische Funktionshemmung.

Die wichtigste Konfliktsituation, die das Kind zu lösen hat, ist die der Beziehung zu den Eltern, der Ödipuskomplex; an seiner Bewältigung scheitern regelmäßig die zur Neurose Bestimmten. Aus den Reaktionen gegen die Triebansprüche des Ödipuskomplexes gehen die wertvollsten und sozial bedeutsamsten Leistungen des menschlichen Geistes hervor, sowohl im Leben des Einzelnen wie wahrscheinlich auch in der Geschichte der menschlichen Art überhaupt. Bei der Überwindung des Ödipuskomplexes entsteht auch die das Ich beherrschende sittliche Instanz des Über-Ichs.

Ad 3. „Übertragung" nennt man die auffällige Eigentümlichkeit der Neurotiker, Gefühlsbeziehungen zärtlicher wie feindseliger Natur zu ihrem Arzt zu entwickeln, die nicht in der realen Situation begründet sind, sondern aus der Elternbeziehung (Ödipuskomplex) der Patienten stammen. Die Übertragung ist ein Beweis dafür, daß auch der Erwachsene seine einstige kindliche Abhängigkeit nicht überwunden hat, sie deckt sich mit der Macht, die man „Suggestion" genannt hat; ihre Handhabung, die der Arzt erlernen soll, setzt ihn allein in den Stand, den Kranken zur Überwindung seiner inneren Widerstände und zur Aufhebung seiner Verdrängungen zu bewegen. Die psychoanalytische Behandlung wird so zu einer Nacherziehung des Erwachsenen, einer Korrektur der Erziehung des Kindes.

Viele Gegenstände von allgemeinstem Interesse können in diesem kurzen Abriß der Psychoanalyse nicht erwähnt werden, z. B. die Sublimierung der Triebe, die Rolle der Symbolik, das Problem der Ambivalenz u. a. Auch die Anwendungen der auf ärztlichem Boden entstandenen Psychoanalyse auf Geisteswissenschaften wie Kultur- und Literaturgeschichte, Religionswissenschaft und Pädagogik, die täglich mehr an Bedeutung gewinnen, sind hier leider nicht zu würdigen. Es genüge die Bemerkung, daß die Psychoanalyse — als Psychologie der tiefen, unbewußten Seelenakte — das Bindeglied zwischen der Psychiatrie und all diesen Geisteswissenschaften zu werden verspricht.

Äußere Schicksale der Psychoanalyse.

Die Psychoanalyse, deren Anfänge durch zwei Daten (Breuer und Freud, Studien über Hysterie, 1895; Freud, Traumdeutung, 1900) bezeichnet werden können, fand zunächst kein Interesse bei Ärzten und Publikum. 1907 begann die Beteiligung von Schweizer Psychiatern unter der Führung von E. Bleuler und C. G. Jung in Zürich. 1908 fand in Salzburg die erste Zusammenkunft der Anhänger aus verschiedenen Ländern statt. 1909 wurden Freud und Jung von I. Stanley Hall nach Amerika eingeladen, um an der Clark University, Worcester, Mass., Vorlesungen über Psychoanalyse zu halten. Das Interesse in Europa stieg nun rasch an, äußerte sich aber in sehr energischer, oft unwissenschaftlich gefärbter Ablehnung. Diese Feindseligkeit war von medizinischer Seite motiviert durch die Betonung des psychischen Moments in der Psychoanalyse, von philosophischer durch die fundamentale Annahme des Begriffs unbewußter Seelentätigkeit, gewiß am stärksten aber durch die allgemein menschliche Abneigung, dem Moment des Sexuallebens jene Bedeutung zuzugestehen, die ihm die Psychoanalyse einräumte. Trotz der allgemeinen Opposition war die Bewegung zugunsten der Psychoanalyse nicht aufzuhalten. Ihre Anhänger organisierten sich zu einer Internationalen Vereinigung, die die Probe des großen Krieges gut bestanden hat und gegenwärtig (1925) die Ortsgruppen: Wien, Berlin, Budapest, London, Schweiz, Holland, Moskau, Kalkutta und zwei amerikanische umfaßt. Mehrere Zeitschriften dienen den Absichten dieser Gesellschaften, die „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", die „Imago" (für Anwendung auf die Geisteswissenschaften), und das International Journal of Psycho-Analysis. In den Jahren 1911 bis 1913 fielen die früheren Anhänger Alfred Adler (Wien) und C. G. Jung (Zürich) von der Bewegung ab und gründeten eigene Richtungen, denen die allgemeine Feindseligkeit gegen die Psychoanalyse einen wohlwollenden Empfang sicherte, die aber wissenschaftlich steril geblieben sind. 1921 stiftete Dr. M. Eitingon in Berlin die erste öffentliche psychoanalytische Poliklinik und Lehranstalt, der bald eine zweite in Wien folgte.

Bibliographie.

Breuer und Freud, Studien über Hysterie, 1895; Freud, Traumdeutung, 1900; Freud, Psychopathologie des Alltagslebens, 1904;

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 1905; Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, 1916. Die Werke Freuds sind in einer deutschen Gesamtausgabe erschienen: Gesammelte Schriften I. bis X. Seit 1923 auch eine spanische Ausgabe (Obras completas). Die meisten Schriften sind ins Englische und in andere Sprachen übersetzt. Als kurze Darstellungen des Inhalts und der Geschichte der Psychoanalyse sind zu nennen: Freud, Über Psychoanalyse, 1909 (Vorlesungen in Worcester); Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung, 1914; „Selbstdarstellung", in Grotes Sammlung: „Die Medizin der Gegenwart in Selbstdarstellungen", 1925. Für englische Leser besonders zugänglich: Ernest Jones, Collected Papers on Psycho-Analysis, A. A. Brill, Psycho-Analysis.

Versager in der Erziehung[1]

Von Hans Zulliger, Ittigen

Fast ein jedes Kind zeigt im Verlaufe seiner Entwicklung zum erwachsenen Menschen hie und da Zustände, die der Erzieher als „schwierig" taxiert. Er sagt damit aus, daß ihm sein Pflegling Rätsel aufgibt, die mit keinem der gewöhnlichen Erziehungsmittel gelöst werden können. Es gibt deren eine ganze Stufenleiter vom freundschaftlichen Zuspruch und Appell an die Vernunft bis zur strengen Strafe und der Freiheitsberaubung.

Werden die Erzieher aufgefordert, über ein schwieriges Kind zu berichten, dann zeigt sich regelmäßig, daß niemand genau weiß, welche Ursachen der Erziehungsschwierigkeit zugrunde liegen. Der schlimme Zustand zeigte sich manchmal sozusagen von einem Tag auf den andern, meist jedoch nach und nach, und je mehr man gegen ihn mit Liebe und Strenge arbeitete, desto ausgesprochener kam er zum Vorschein. Schließlich ist man am „versagenden" Kinde, vielleicht aber auch über die Wirkungslosigkeit der eigenen erzieherischen Maßnahmen verzweifelt. In seiner Ratlosigkeit fragt sich der Erzieher, ob nicht der Mißerfolg bei ihm selbst liege: „Habe ich meinen Beruf verfehlt?" denkt er grübelnd, und allerlei Zweifel bedrücken und lähmen ihn.

Bevor wir die Gründe untersuchen, weshalb die Erziehung heutzutage ganz allgemein schwieriger geworden ist als früher, will ich Ihnen Beispiele vorlegen, aus denen sich allerhand Grundsätzliches über ein schwieriges Kind und dessen Behandlung sehen läßt. Sobald wir nämlich einen Erziehungsfall seelenkundlich durchschauen, ist eher Aussicht vorhanden, ihn zu meistern.

Marie Brunner (so wollen wir das vierzehnjährige Mädchen genennen) ist das älteste Kind einer gutgestellten Familie. Ihr Vater gehört dem technischen Ausschuß eines weitverzweigten industriellen Unternehmens an. Er ist oft genötigt, mit seinem Wagen für längere Zeit, manchmal für Wochen, ins Ausland zu fahren. So obliegt die Erziehung hauptsächlich der Mutter. Außer Marie ist noch ein um vier Jahre jüngerer Bruder vorhanden, dazu die kleine Schwester, die weitere drei Jahre nach dem Buben anrückte.

Bis zu ihrem zwölften Lebensjahre zeigte Marie keine Absonderlichkeiten. Sie war ein gesundes und normales Kind, versichern die

[1]) Vortrag, gehalten an der Tagung des kantonalen Arbeitslehrerinnen-Vereins im Rathaus, Bern, am 9. März 1935.

Eltern. Dann wurde sie immer mehr verstockt und trotzig, ganz besonders der Mutter gegenüber. Sie belog und bestahl sie, obschon man ihr ein ansehnliches Taschengeld gab. Großgewachsen und frühzeitig entwickelt, wie sie war, verschaffte sie sich Eintritt in Kinos, saß in Konfiserien und in Bars herum und kümmerte sich immer weniger um die Schule. Von dorther nahmen die Klagen über Maries Verhalten mehr und mehr zu, und mit 14 Jahren war der Zustand des Kindes so schlimm geworden, daß sich die Eltern schweren Herzens zu einem Umweltwechsel entschlossen.

Man brachte Marie in ein Mädchenpensionat fernab von der Stadt. Dadurch wurde nebenbei erreicht, daß sie nicht eine Klasse zu wiederholen brauchte, was ihr in der Vaterstadt drohte.

Die Berichte aus der nunmehrigen Schulanstalt lauteten erst recht günstig. Marie zeigte sich insbesondere der Direktorin gegenüber sehr anhänglich. Zu allen Arbeiten, auch zu schmutzigen in Haus, Küche und Garten war sie willig.

Während der Ferien reiste das Pensionat in die Berge. Dort erkrankte ein Teil der Schülerinnen an einem ansteckenden Fieber. Die Direktorin versah Krankenpflegerdienste. Marie wurde vom Fieber nicht erfaßt. Sie kam mit einigen gesund gebliebenen Kameradinnen in ein anderes Haus. Dort stand die Mädchenschar unter Aufsicht und Obhut einer wenig beliebten Lehrerin. Ihr gegenüber verhielt sich Marie folgsam. Aber sie fing an, über die „Alte", die Direktorin zu schimpfen, obschon sie dazu keinen Grund hatte. Sie hetzte ihre Kameradinnen gegen sie auf. Die Sache wurde ruchbar. Die Direktorin ließ die Rädelsführerin zu sich kommen und besprach sich mit ihr. Unter Tränen versprach Marie alles Gute, sie bereute ihre verleumderischen Aussprüche und sah anscheinend ein, daß die Pensionatsleiterin jetzt anderes zu tun hatte, als sich um Marie besonders zu kümmern. Die Hetzereien wurden als Ausfluß eifersüchtiger Regungen erkannt.

Eines Tages fuhr die Frau in die Stadt. Marie bot sich an, sie zu begleiten, wurde jedoch abgewiesen. Die Leiterin sagte sich wohl, sie müßte dann alle Gesundgebliebenen mitfahren lassen, wenn sie es Marie gestattete, und keine Eifersüchte aufkommen lassen wollte.

Von diesem Zeitpunkte an trotzte Marie gegen die Direktorin. Sie schaute ihr nicht mehr ins Gesicht, verhielt sich ihr gegenüber unfreundlich und kurz angebunden. An einem Abend wurde festgestellt, daß vom Park her ins Bureau der Leiterin eingebrochen worden war. Es fehlte ein goldbeschlagener Füllfederhalter, der der Leiterin umso teurer war, als er das letzte Geschenk eines verstorbenen einzigen Sohnes war. Sie erstattete Anzeige bei der Polizei. Diese fand im Garten ein mit M. B. gezeichnetes Taschentüchlein. Der Verdacht fiel

auf Marie Brunner, ihr Zimmerchen und ihre Koffer wurden genau untersucht, erfolglos. Aber das Tüchlein gehörte Marie, sie besaß noch eine Reihe ähnlicher. Marie behauptete, es sei ihr entwendet worden. Über den Verdacht zeigte sie sich tief gekränkt. Man glaubte tatsächlich, daß man sie zu Unrecht verdächtigt hatte, denn sie konnte ihr Alibi nachweisen. Während der Zeit, da der Diebstahl begangen worden, war sie in ihrem Zimmerchen gesessen und hatte in einem Buche gelesen, das sie unmittelbar vorher von einer Kameradin geliehen hatte.

Am selben Abend veranstaltete die Lehrerin einen kleinen Tanz zu Grammophonmusik. Der unliebsame Zwischenfall sollte vergessen werden. Anläßlich dieses Tanzvergnügens, bei dem sich Marie betont lustig zeigte, fiel ihr plötzlich die Füllfeder auf das Parkett. Marie hatte sie in den Hosen verborgen gehalten. Zur Rede gestellt, gab sie hochmütig und trotzig Antwort. Sie war in einem unbewachten Augenblick aus ihrem Zimmerfenster gesprungen, durch den Park gelaufen, und als sie das Bureaufenster offen sah, eingestiegen. Die Feder lag auf dem Schreibtisch, sie ergriff sie und machte sich eilends in ihr Stübchen zurück. Kaum war sie drin, so erschien die Besitzerin des Buches, und Marie tat dergleichen, als ob sie schon die Hälfte des Romans gelesen hätte. Gleich darauf war der Diebstahl entdeckt worden, man hatte die Mädchen zusammengerufen, und als die Untersuchung nichts ergab, wurde der Polizist geholt, der unfern wohnte.

Herr Brunner, der gerade von einer Auslandsreise zurückgekehrt war, wurde telephonisch verständigt. Er erschien am darauffolgenden Morgen, und nachdem er die Direktorin angehört hatte, unterhielt er sich unter vier Augen mit seiner Tochter. Sie beklagte sich, man habe sie vernachlässigt, das Essen sei schlecht geworden, die Behandlung der aufsichtshabenden Lehrerin sei lieblos usw., und sie bat den Vater, daß er sie fortnehme, es gefalle ihr kein Bißchen mehr.

Auch die Leiterin verlangte die Fortschaffung Maries. Denn Diebinnen durfte sie unter ihren Pensionärinnen nicht dulden, wenn sie dem Rufe ihres Institutes, aus dessen Erträgnissen sie leben mußte, nicht Schaden zufügen wollte.

Kurz vorher waren Zeugnisse und Berichte ausgeteilt worden. Bei Marie hatten sie noch günstig gelautet und gestützt darauf bestanden keine Schwierigkeiten, die Tochter an einem anderen Platze unterzubringen.

Marie kam zu einem Freunde ihres Vaters aufs Land. Man dachte jetzt nicht länger daran, sie die Maturität machen zu lassen. Den Rest ihrer Schulzeit sollte sie in einer Sekundarschule zubringen, um später, ihren Neigungen gemäß, in eine kunstgewerbliche Schule als Keramikerin einzutreten.

Wieder gefiel es Marie in ihrem neuen Pflegeort zunächst gut. Sie war geradezu begeistert. Besonders gefiel ihr, daß die Schule nicht mehr so viel von ihr verlangte und daß sie gelegentlich mit dem Pflegevater, der eine kleine Uhrenfabrik betrieb, im Auto ausfahren durfte. Sie nahm ohne Widerspruch in Kauf, daß sie der Hausfrau behilflich sein mußte.

Nach einiger Zeit geschah es, daß Marie bei ihren häuslichen Arbeiten „Pech" hatte. Sollte sie beispielsweise abtrocknen helfen, so wurde gerade das feinste Geschirr zerschlagen. Trennte sie ein Kleid auf, das man umändern wollte, so schor sie ein Loch in den Stoff. Überwies man ihr die Aufgabe, ihr Zimmerchen selbst zu reinigen, dann manipulierte sie mit dem Staubsauger so ungeschickt, daß er beschädigt wurde oder daß die Sicherungen platzten. Als sie einmal auftragen half und mit einer vollen Bratenschüssel auf den Eßzimmerteppich stürzte, wurden die Pflegeeltern ungehalten. Die Hausfrau hielt dem Mädchen Unachtsamkeit vor und sagte, sie verzichte von nun an auf Maries Mithilfe bei den häuslichen Geschäften, denn es gehe dabei ja mehr zugrunde, als die Arbeit wert sei.

Marie darauf, trotzig: „Ich bin überhaupt nicht dazu da!"

Die Hausfrau, gereizt: „Wozu bist du denn da? Zu nichts bist du da!"

Marie, frech: „Es gefällt mir überhaupt schon lange nicht mehr bei Ihnen! Ich bin keine Dienstmagd!" Sie läuft türenschmetternd in ihr Zimmer und schließt sich ein. Es wird von ihr ein Klagebrief nach Hause geschickt. Marie wolle nicht länger dableiben und wenn man sie nicht wegbringe, so brenne sie durch. Der Vater stellt seinen Freund zur Rede. Dessen Frau beklagt sich bitter über das ungezogene Verhalten der Tochter. Schließlich kommt man überein, Marie fortzunehmen und einen Erziehungsberater um Hilfe anzugehen. Vielleicht, so hoffte man, würde er noch ein Mittel wissen, um das Mädchen nicht „zwangserziehen" lassen zu müssen.

Die Untersuchung ergab kurz folgendes: Marie war von jeher ein sehr eifersüchtiges Kind gewesen. Als sie zwölfjährig war, fing die einst so sehr um die Kindererziehung bemühte Mutter an, ihr Interesse anderen Gebieten zuzuwenden, die sie oft außerhalb des Hauses führten. Schuld daran waren eheliche Zerwürfnisse, die zwar vor den Kindern verheimlicht werden konnten. Frau Brunner, in ihrer Ehe enttäuscht, suchte Ersatz, Erholung und Betäubung im Strudel gesellschaftlicher Anlässe und als Förderin der schönen Künste. Marie jedoch blieb gefühlsmäßig — nicht klar und bewußt — die Erkaltung der mütterlichen Gefühle nicht verborgen, und sie reagierte darauf mit Trotz, Lügenhaftigkeit und den Diebereien. Diese galten der Mutter

und bedeuteten einen Ersatz für die mangelnde mütterliche Liebe, sie entsprangen aber auch Racheimpulsen für die erlebte Liebesenttäuschung.

Die gleiche Liebesenttäuschung erlebte das Kind an der Pensionsdirektorin, als diese sich mehr um die erkrankten Kameradinnen kümmerte als um sie, und als sie die Tochter nicht auf die Reise in die Stadt mitnehmen wollte. Die Reaktionen darauf waren Trotz und der Diebstahl.

Zu dem Uhrenfabrikanten gebracht, wiederholte sich der Ablauf. Unbewußt war Marie der neuen Pflegemutter von vornherein abhold: die gehäuften Mißgeschicke bei den häuslichen Arbeiten waren keine Zufälle. Hier zeigte sich deutlich eine Schädigungstendenz. Die Enttäuschung wurde klar erkennbar, als die Frau Marie nicht mehr bei den Arbeiten verwenden wollte — jetzt brach der Trotz los. Marie spitzte die Situation dermaßen zu, daß an ein Bleiben am Pflegeorte nicht mehr gedacht werden konnte.

Beidemale gelang es ihr, die neue Umwelt so zu verändern, daß sie dem häuslichen Milieu bei Brunners ähnlich wurde. Die Pflegemütter wurden zu „bösen" Müttern gemacht, bei denen es Marie nicht aushalten konnte.

Der zweimalige Umweltwechsel nützte erzieherisch nichts, weil Marie einer Art „Wiederholungszwang" unterlegen war. Die gemeinschaftsfeindlichen Anzeichen bei Marie verschwanden erst, nachdem sie selber ihre Motive durchschauen konnte und nachdem sich die Mutter nach einigen Besprechungen zu anderem Verhalten entschloß. Marie konnte wiederum im Elternhause bleiben, sie gewöhnte sich rasch neuerdings an ein „normales" Leben und bestand später ihre Maturität in einem Privatgymnasium.

Zunächst ist aus dem Beispiel ersichtlich, daß es falsch ist, wenn man den Umweltwechsel, wie viele Leute und selbst Behörden es zu tun versucht sind, als eine Art Universalheilmittel bei schwierigen Erziehungsfällen betrachtet. Versetzungen führen gewiß manchmal zum Ziel. Man hat damit ganz besonders dann ziemlich sicher Erfolg, wenn ein Kind darum gemeinschaftsfeindlich geworden ist, weil der elterliche Haushalt aus materieller Not verwahrlost. Dann gilt es, ein Kind in eine Umgebung zu bringen, wo es nicht in einer Atmosphäre von bitterer Armut und ihren seelischen Begleiterscheinungen aufwachsen muß. Gewöhnlich schließt es sich dem besseren Milieu rasch an und fügt sich ein, faßt Mut und Selbstvertrauen und bildet sich neue Ideale auf dem Wege der Liebe zu den neuen Menschen, die für es sorgen. Diese Ideale — beispielsweise — verbieten ihm von innen

heraus zu stehlen, also nicht wegen des äußern Verbotes, sondern aus eigener erfühlter Nötigung.

Bei sehr vielen Kindern mit Erziehungsschwierigkeiten jedoch sind die Dinge nicht so einfach, und deshalb kann ein so simples Mittel wie die Umweltänderung nicht nützen.

Häufig hilft man sich bei andauernden Erziehungsschwierigkeiten mit der Erziehungsanstalt — mit der sogenannten Zwangserziehung. Niemand greift rasch und gern zu einer solchen Maßregel. Man tut es erst, wenn eine Reihe von anderen Mitteln versagt haben. Besonders die Eltern sträuben sich meist, denn sie sehen in der Maßregel eine Maßregelung und fühlen die ganze Familie als diffamiert, als in Schande und Schmach versetzt. Es besteht aber noch ein weiterer Grund für die Ablehnung. „Ein Schlimmer kommt zu Nochschlimmeren", sagt man, „und was er an Schlimmheit noch nicht kannte, das lernt er von seinen Kameraden in der Zwangserziehungsanstalt!"

So sehr gefährlich ist das gewiß nicht, weil die Zöglinge meist unter einer guten und strengen Aufsicht stehn. Immerhin kommt in einer solchen Anstalt allerlei ungleichartiges Jungvolk zusammen, Leute mit den verschiedensten Fehlentwicklungen und abwegigen Äußerungen. Wo die Heimstätten (wie es z. B. seinerzeit in Oberhollabrunn bei Wien der Fall war[2]) in einzelne und voneinander unabhängige Barackenlager oder Pavillons getrennt sind, ergibt sich die Möglichkeit, die Gleichartigen unter den Zöglingen zu Gruppen zusammenzufassen. In einem Hause wohnen etwa die Angriffslustigen (Aggressiven), in einem andern wohnen jugendliche Hochstapler, in einem dritten verstockte Eigenbrödler usw. So kann vermieden werden, daß z. B. ängstliche Insichgekehrte mit lärmenden Krachbrüdern zusammengesteckt werden — daß geschlechtlich Pervertierte normale jüngere Kameraden mißbrauchen, daß hochstaplerische Intelligente über geistig minderbegabte Vagabunden und Diebe herrschen und sie zu Streichen verleiten, für die später die Täter ausfressen müssen, während die Anstifter klug genug sind, um sich der Konsequenzen ihrer Anstifterei mit Leichtigkeit zu entwinden usw.

Viele unserer einheimischen Zwangserziehungsanstalten, besonders solche für männliche Jugendliche, sind aus ehemaligen Schlössern entstanden. Man hat sie ein wenig umgebaut, hat Werkstätten angegliedert und Schulzimmer eingefügt. Nach der Tagesarbeit wohnen die Insassen, wenn nicht in beaufsichtigten Räumen und Schlafsälen, meist in Einerzellen. Das hat den Vorteil, daß die Zöglinge, wenn sie nicht von einem Aufseher, Handwerksmeister oder Lehrer bewacht

[2]) Vgl. August Aichhorn: „Verwahrloste Jugend." 2. Auflage. Int. Psychoanal. Verlag.

sind, keinem ihrer Kameraden Schaden zufügen können. Das Sitzen in der Einerzelle verhindert Streit, Anstiftungen und „Ansteckung" durch gegenseitiges Erzählen der begangenen „Heldentaten" und Rennomieren.

Aber es sind gerade diese Zellen, die zu sehr an ein Zuchthaus erinnern, selbst dann, wenn sie besser ausgestattet sind. Sie wirken für das Gefühl aller abschreckend und erhalten den Geruch einer Strafgefangenschaft.

Zu einer solchen will sich zwar keine der Anstalten heruntersetzen lassen. Sie stellen sich die Aufgabe, zu erziehen, nicht zu ahnden. Aus diesem Grunde erscheint mir das Einzellensystem von fraglichem Werte. In der Einerzelle hat der Zögling keinerlei Gelegenheit, sich sozial anzupassen, weil er allein und keine Gesellschaft vorhanden ist. Gewiß werden hier die gesellschaftfeindlichen Triebdurchbrüche verhindert. Ein Aggressiver kann höchstens seinen Stuhl, seinen Tisch und das Bett zerbrechen oder in Stücke reißen. Aber seine Wut richtet sich weniger gegen Möbel und Gegenstände, als gegen Menschen. Ihnen hätte er sich anzupassen und sich den Gesetzen des Zusammenlebens zu unterziehen. Wenn ich vermittels des Einerzellensystems die Aggressionsausbrüche verhindere und während eines mehrjährigen Aufenthaltes des Zöglings nicht mehr an ihm beobachten kann, dann erliege ich als Erzieher zu sehr der Täuschung, der Aggressive sei gebändigt, geheilt. Als solchen entlasse ich ihn und bin später erstaunt, wenn ich vernehme, daß er neuerdings jemand angegriffen und schlimmen Krach gemacht hat. Ich beteuere verwundert, daß der Bursche in der Anstalt seit so und soviel Monaten nie mehr ein Zeichen seiner Angriffslust gezeigt hätte, man würde es, da er immer unter Aufsicht gestanden, sicherlich bemerkt haben.

Seine schlimmen Regungen waren nur unterdrückt worden, konnten sich nicht weiter äußern, seine schlimme seelische Grundlage jedoch ist unverändert geblieben. Ihre Äußerungen zeigten sich neuerdings, nachdem er der Zwangslage in der Anstalt und der Zelle entronnen war.

Anders gesagt: Der gemeinschaftsfeindliche Triebkonflikt, der für ihn charakteristisch ist, gelangte durch die Verhältnisse in der Anstalt nur in einen Zustand des Wartens, der Latenz, und an dem Burschen konnte nichts „erzogen" werden.

Zwischen eigentlicher Erziehung, die eine langsame Entwicklung bedeutet, und der durch Zwang erreichten momentanen Einordnung muß genau unterschieden werden, man darf die beiden grundverschiedenen Zustände nicht miteinander verwechseln. Das geschieht jedoch häufig, selbst erfahrene Berufserzieher können einem solchen Irrtum unterliegen.

(Ich habe in einem anderen Vortrag[3]) die Eindrücke beschrieben, die wir in einer Zwangserziehungsanstalt bei der Demonstration eines unfehlbaren Erziehungsmittels [„der blauen Zellen"] gewonnen haben.)

Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich gegen Abschreckung und Angst als Erziehungsmittel kritisch eingestellt bin. Damit will ich jedoch die Einordnungsmaßnahmen der Anstalt, die in einem so umfangreichen Betriebe gewiß nötig werden können, nicht verurteilen. Ich bestätige, daß man bei einem Besuche den Eindruck erhält, viele der Jungen hätten es dort besser, als in ihren ehemaligen häuslichen Verhältnissen.

Mir scheint, daß mit solchen Mitteln nicht wirklich erzogen werden könne. Erziehung bedeutet einen Ablauf seelischer Kräfte und deren Umstellung. Deshalb braucht sie Zeit, viel Zeit. Sofortige Erfolge sind eigentlich verdächtig. Der Schein ist trügerisch.

Wahrscheinlich wäre es auch mit Marie Brunner gelungen, sie zur Einordnung zu bringen, wenn man ähnliche Mittel verwendet hätte.

Aber ob der innere gemeinschaftsfeindliche Konflikt im Kinde, wie ich ihn Ihnen erläutert habe, durch das erzwungene äußerliche Einordnen gelöst worden wäre? Ich meine, diese Frage dürfe unzweifelhaft verneint werden. Ein Erziehungserfolg ist dann sicher, wenn ein Kind ein erzieherisches Gebot verinnerlicht, als eigenen moralischen Anspruch fühlt und an sich selbst stellt. Er darf nicht nur auf der Angst vor äußerlichen unlustbetonten Folgen begründet sein. Sonst kann er nur solange geleistet werden, als sich das Kind im Geltungsbereiche der Angst befindet. Droht sie nicht mehr, so ist die Schranke aufgehoben, die den Gehorsam und die Unterordnung erzwungen hat und das Kind ist der alte „Sünder".

Ein „schwieriges" Kind ist nicht dann nicht mehr „schwierig", wenn es aus Gründen der an ihm verwendeten Abschreckungsmittel sich unterwirft und keine Schwierigkeiten mehr zeigt, sondern erst dann, wenn es aus einer innern Umstellung anders geworden ist —, wenn seine eigenen Gesetze sich verändert haben in voller innerer Freiheit.

Um einen verwickelten Fall von Schwererziehbarkeit in voller innerer Freiheit des betreffenden Kindes zu lösen, nehmen wir die Seelenkunde, insbesondere die Tiefenpsychologie, wie sie von Freud begründet worden ist, zu Hilfe.

Diese sucht nicht nach Mitteln, die gemeinschaftswidrigen Äußerungen am Kinde zu verunmöglichen, sie will die gemeinschaftsfeindliche Grundlage aufdecken und lösen, sie forscht nach

[3]) Vgl.: Psychoanalytische Hilfe bei Erziehungsschwierigkeiten. Zeitschr. f. psa. Päd. Jg. 1933, S. 184 ff. (Sonderheft Heilpädagogik.)

Motiven und bewirkt, indem sie das Kind zum Verständnis seines eigenen Inneren bringt, daß es sich seelisch umstellt. Wie das geschehen kann, habe ich Ihnen am Beispiel der Marie Brunner in großen Zügen skizziert.

Es ist das Verdienst von Sigmund Freud, nachgewiesen zu haben, daß der Mensch ein sogenanntes „Unbewußtes" besitzt, d. h. daß er sowohl nach der moralischen, als auch nach der Triebseite hin gleichsam ausgeweiteter ist, als er weiß. Wer es als Fachmann mit „Versagern in der Erziehung" zu tun hat, dem darf die Lehre vom Unbewußten nicht fremd bleiben.

Wie das ungefähr zu- und hergeht, will ich Ihnen an einem neuen Beispiele zeigen. Es soll Ihnen deutlich machen, wie ganz anders als gewöhnlich sich der Erziehungshelfer verhalten muß, und zugleich dürfte es Ihnen auch vor Augen führen, wie heikel solche Arbeit ist. Was ich Ihnen am Beispiel der Marie Brunner zusammengefaßt andeutete, davon sehen Sie jetzt im neuen Beispiel einen Ausschnitt.

Eine Sechzehnjährige, Susi, hat den Ruf einer ganz abnormen Lügnerin. Sie macht ihren Eltern und Lehrern die schwersten Sorgen und wird in die Erziehungshilfe gebracht, nachdem — wie üblich in derlei Fällen — alle landläufigen Erziehungsmittel nichts gefruchtet haben. Die Eltern glauben wenig daran, daß der Helfer sein Ziel erreiche. „Susi wird auch Sie brandschwarz anlügen!" versichern sie ihn. Trotzdem wollen sie es mit der Kur versuchen, weil sie ihnen empfohlen worden ist, und weil sie sonst keinen Rat mehr wissen.

Susi wird also eine Zeitlang täglich während einer Stunde zum Helfer geschickt. Sie erzählt ihm wirklich, wie es von den Eltern vorausgesagt wurde, die handgreiflichsten Lügen. Statt das Kind nun der Lügenhaftigkeit zu überweisen, so wie es von seinen Eltern und Lehrern usw. getan worden ist, hört er ruhig zu — wochenlang! Susi lügt immer gröber. Sie will offensichtlich prüfen, wieviel sich dieser gleichmäßig freundliche Mann bieten läßt. Aber er nimmt auch die hahnebüchensten Lügen ohne mit der Wimper zu zucken zur Kenntnis und ohne sein Verhalten und den Ton seiner Stimme irgendwie zu verändern.

Eines Tages nun, nach etwa zwei Monaten, entwickelt sich zwischen den beiden folgendes Gespräch, nachdem Susi eine Zeitlang tiefsinnig dagesessen und nachgedacht hat:

„Darf ich Ihnen wirklich alles sagen, was ich denke?" will sie wissen. Denn zu Beginn der Kur hat ihr der Helfer mitgeteilt, sie dürfe das tun.

„Sicher!"

„Auch, wenn es nicht schön ist?"

„Gewiß!"

„Selbst dann, wenn es Sie beleidigt?"

„Warum denn nicht!"

„Jagen Sie mich nachher fort?"

„Das möchtest du wohl gerne?"

„Es wäre mir gleich!"

„Ich weiß es nicht. — Was hast du mir denn sagen wollen?"

„Daß Sie ein Trottel sind!" schreit Susi wütend, und erfreulicherweise ist die Wut echt, nicht nur gespielt, wie so oft während ihrer lügenhaften Erzählungen. „Ein ganz dummer Kerl", höhnt sie, „der nicht einmal merkte, wie ich ihn beschwindelte! Und Sie wollen mich erziehn, Sie! Meine Eltern und Lehrer sind wenigstens über meine Schwindeleien nicht so hereingefallen wie Sie!" usw.

Es ist ganz selbstverständlich, daß der Helfer dem Wutausbruch und den Beschimpfungen das gleiche ruhige und sachliche Interesse entgegenbringt, wie allen andern Aussagen des Mädchens. Er wartet, bis es fertig geschimpft hat. Dann, nach einer Weile, sagt er: „Weißt du, daß dein Mißtrauen nicht erst heute oder gestern erwacht ist? Weißt du, daß es schon beim ersten Zusammentreffen vorhanden war? Und daß du dich nur deshalb bis jetzt so höflich, nett und gesprächig gezeigt hast, um mir zu verbergen, wie du eigentlich fühlst und denkst?"

Sie nickt erst nur, dann wird sie neuerdings wütend.

„Weshalb jagen Sie mich jetzt nicht fort?" zischt sie trotzig. „Ich habe Sie arg beleidigt!"

„Du hast mir mitgeteilt, was du für wahr hältst. Du bist — vielleicht vor mir zum erstenmal — ehrlich gewesen. Sollte ich dich dafür fortjagen? Ich sehe nicht ein, warum ich so handeln müßte?"

„Ich schimpfe weiter! Ich kann noch ganz anders!" droht sie.

„Kannst es ruhig tun. Es ist gut, wenn du es tust. Also los!"

„Ach, das ist ja dumm!"

„Wenn es dir keinen Spaß macht, zu schimpfen, so kannst du mir etwas anderes erzählen, ganz wie du willst!"

„Ich werde Sie weiter belügen!"

„Darfst du! Mache es, so lange es dich freut!"

„Bei Ihnen hat's gar keinen Zweck!"

„Ich will dir einen Vorschlag machen. Du kannst es mir mitteilen, wenn du ihn annehmen willst. Wie wäre es, wenn wir jetzt darüber sprechen würden, weshalb das Lügen bei anderen dir bekannten Erwachsenen einen Zweck hatte? Findest du das Thema nicht auch interessant?"

„Nein!"

„Nun dann können wir ja auch einmal zusammen schweigen. Wenn dir irgend etwas einfällt, so kannst du es mir sagen.“

Sie schweigt eine Zeitlang. Nachher beginnt sie von neuem: „Alles darf ich Ihnen sagen? Nichts brauche ich geheim zu halten?“

Der Helfer schüttelt verneinend den Kopf.

„Gut!“ fährt sie los. „Wissen Sie, was ich jetzt wollte?“

„Nein, wie sollte ich's wissen?“

„Ich habe große Lust, Sie an den Haaren zu zausen!“

„Hast du schon einen Mann an den Haaren gezaust?“

Nun erzählt sie, den Blick gleichsam nach innen gewendet und so, als ob sie über sich selbst staunte, eine Kindheitsszene: Ein von ihr sehr geliebter Onkel zaust sich in ihrem Beisein mit einer Bekannten, es ist im Strauchgarten zu Hause. Dann läuft Susis Mutter hinzu, und es fällt der kleinen Sechsjährigen auf, daß das Paar plötzlich über etwas ganz anderes spricht und so tut, als hätte es sich nicht eben auf eine ganz andere Weise unterhalten. Das Mädchen plaudert aus, die Mutter weist es zurecht und sagt von ihm, es sei ein schreckliches Kind.

Sie sehen, Susi möchte also mit dem Helfer die Szene, die es einst im Garten beobachtet hat, wiederholen. Für Susis Unbewußtes ist also der Helfer jetzt schon nicht mehr der zu fürchtende „Feind“, sie wählt ihn als Spielgefährten und sozusagen als „Liebhaber“ aus. Hinter der Absicht, ihn zu quälen, liegt schon nicht mehr allein Ablehnung, sondern auch Zuneigung. Diese ist Susi noch nicht bewußt, der Helfer jedoch weiß, woran er ist. Durch sein ruhiges Verhalten, auch während der Beschimpfungen, hat er das Kind so weit gebracht, daß es ihm vertraut. Es ist etwas wie eine Bindung entstanden, die man, um einen Ausdruck der Tiefenpsychologie zu gebrauchen, die „Übertragung“ nennt. Sie besteht darin, daß das Kind Gefühle und Haltungen feindschaftlicher und freundschaftlicher Art, die es seinen nächsten Verwandten, seiner nächsten Umgebung entgegenbringt, auf den Helfer „überträgt“, und jetzt ist die Arbeit mit Susi auf besten Wegen.

Aus den Schriften Dr. P f i s t e r s ist Ihnen bekannt, daß solche Mitteilungen, wie sie mir Susi machte, „Deckerinnerungen“ genannt werden. Daß heißt, hier liegt eine Geschichte vor, hinter der noch eine andere, stärker verpönte, unangenehmere und darum ins Unbewußte verdrängte verborgen liegt. Ihr Inhalt, der einige Zeit später zum Vorschein kommt, lautet:

Susi hat bis zu ihrem dritten oder vierten Lebensjahre, das genaue Datum ist nicht festzustellen, im elterlichen Schlafzimmer geschlafen. Eines Tages wird sie unvermutet ausgewiesen. Sie begreift nicht recht, warum sie weg muß. Ihre Mutter hilft sich mit einer wenig

geistreichen Ausrede. Es komme Besuch — eben jener geliebte Onkel — und für den müsse Susi Platz machen. Das Kind beruhigt sich, für ihn will es gerne Platz machen. Dann aber kommt der Erwartete lange nicht, und als er kommt, schläft er in einem ganz anderen Zimmer. Susi fragt die Mutter nochmals, warum sie das Zimmer habe räumen müssen, wenn doch jetzt der Onkel nicht darin schlafe usw., die Mutter wird nervös und schreit das Kind an, es möge sie endlich mit der blöden Fragerei in Ruhe lassen. Susi hat das Gefühl, die Mutter habe sie betrogen — und hier ist der Grund zur Abwegigkeit des Kindes gelegt worden.

An die Erzählung der Kindheitserinnerung reihen sich eine Menge anderer Begebnisse, die nach und nach die Heranwachsende erbitterten. Aus den dunklen Rachegefühlen tut Susi an den Erwachsenen das, was diese ihr angetan haben: sie belügt sie, wo sie kann, besonders auch darum, weil ihr der geliebte Onkel von jener Dame im Garten bald weggenommen worden ist — das Paar heiratete kurz darauf.

Susi behauptete, sie werde von ihrer Mutter nicht geliebt. Diese hasse sie. Das Kind hatte wirklich einige häßliche Szenen mit ihr erlebt, wenn ihm Lügen ausgebracht wurden. Und nun folgerte Susi: „Wenn mich die Mutter haßt, dann habe ich das Recht, schlecht zu ihr zu sein, sie zu belügen und zu betrügen!" Daß das Kind die häßlichen Szenen provoziert hatte, um ihre Mutterablehnung vor sich selbst nachträglich zu begründen, war ihm nicht bewußt.

Und wenn Susi log, dann setzte sie sich innerlich der Mutter gleich (Identifizierung), die einst ihre Tochter in entscheidenden Augenblicken auch belogen hatte. Hinter Susis Lügenhaftigkeit lag zutiefst der Wunsch, wie die Mutter zu sein, selber die Mutter zu sein — und es ist gewiß erstaunlich, daß es somit also die verschüttete und irregeleitete Tochter*liebe* ist, die Susi in ihre abwegige Entwicklung hineindrängte.

Und nun fragen Sie mich, ob in Fällen, wo Kinder Erziehungsschwierigkeiten zeigen, regelmäßig die Eltern und die nächste Umgebung schuld seien. Es wäre übertrieben, eine solche schablonisierende Behauptung aufzustellen. Dagegen darf schon gesagt werden, daß in den meisten komplizierten Fällen oft unbeabsichtigt die Eltern schuld sind. Erinnern Sie sich an das Beispiel Marie Brunner. Ein Ehezerwürfnis war der letzte Grund des anormalen Verhaltens der Tochter. Aber die Eheleute hatten sich die größte Mühe gegeben, ihre Kinder von ihrem Streit gar nichts merken zu lassen. Tatsächlich konnten die Kinder nie etwas von einem Disput oder Zwist merken. Marie jedoch fühlte die Veränderung im Wesen ihrer Mutter und

wußte nicht, daß ihr diesbezügliches Gefühl irgendwie im Zusammenhange stand mit ihrem eigenen „schwierigen" Verhalten.

Zudem ist die Erziehung in unserem Zeitalter überhaupt wesentlich erschwert worden. Dafür besteht mehr als ein Grund, und wir wollen uns jetzt eine Zeitlang diesen Fragen zuwenden.

Der Hauptgrund der Erschwerung liegt in der Verschiebung des Familiengefüges und der Arbeitsbedingungen, wie sie das technische Zeitalter mit sich gebracht hat.

Vor ihm — noch vor hundert Jahren ungefähr — bestand die Normalfamilie aus viel mehr Leuten, als dies heute der Fall ist. Vorerst waren zahlreiche Kinder beiderlei Geschlechtes vorhanden. Zu den Eltern gesellten sich eine Schar Dienstboten, Knechte, Mägde, Gesellen, Mitarbeiter, oft wohnten die Großeltern und ledig gebliebene Tanten und Onkel unterm gleichen Dach und im Familienverbande. Erinnern Sie sich der alten Stiche und Bilder von Tischgesellschaften: da sieht man mindestens ein Dutzend Personen, oft aber zwei und mehr beisammen sitzen. Das einzelne Kind in einer solchen Familie erfuhr viel weitschichtigere erzieherische Einflüsse als ein Sprößling unserer Epoche. Er ist oft der einzige Nachfahre und hat innerhalb der Familie fast keine ungefähr gleichaltrigen Spielgenossen. Als Erwachsene um ihn herum kommen während der frühen Kindheit nur die Eltern, oft nur die Mutter allein in Betracht, weil der Vater tagsüber weg und nur zu den Essens- und Schlafenszeiten zu Hause ist.

Das Kind früherer Zeiten sah sich gezwungen, schon von ganz klein auf eine ansehnliche Menge von Anpassungsleistungen zu vollziehen. Es mußte die mütterliche, die elterliche Liebe mit seinen vielen Geschwistern teilen. Waren die Eltern für die Betreuung der Kinder mindergeeignet, so schadete das deshalb nicht so sehr, weil noch eine ganze Reihe anderer Erwachsener auf das Kleine einwirkten und ihm als Vorbilder dienten. Das um ein Jahr ältere Geschwister war in seiner Entwicklung ein wenig überlegen, aber als Vorbild immerhin erreichbar. Man konnte sich auf einen Wettstreit mit ihm einlassen. Und dem um ein Jahr jüngeren Geschwister konnte man zeigen, daß man schon älter und verständiger sei. So wurde der kindliche Ehrgeiz von oben und unten angespornt: einesteils gelangen ihm Leistungen wie dem älteren Brüderchen oder Schwesterchen, andernteils bemühte es sich um Beweise der größeren Vollkommenheit gegenüber den Jüngeren. Das einzelne Kind polierte sich an den anderen ab, so wurde es ohne viele Worte, Mahnungen, Gebote und Verbote zu sozialen Anpassungsleistungen gehalten und wie selbstverständlich erzogen.

Heute dient dem Kinde oft nur ein Erwachsener oder aber ein viel älteres Geschwister als Vorbild und Maß. Der Altersunterschied aber

macht aus, daß die vorbildliche Person lebensferner wird. Das Kind ist dem ungefähr gleichaltrigen Kinde seelisch unmittelbar nahe. Die Altersklassen bilden eine „Gesellschaft“ für sich, mit ihren besonderen Gesetzen. Was dem Dreijährigen noch weitgehend erlaubt ist, das wird vom Fünfjährigen bereits verpönt und als zu primitiv abgelehnt. Die Gesetze der Altersklassen werden fortlaufend von anderen, gleichsam „erwachseneren“ abgelöst, so wie eine Kindergesellschaft in eine höhere Altersstufe hinaufrückt.

Die moderne Familie hat das Altersklassensystem der Kinder zerstört. Dadurch wird das natürliche „Wachsen“ beeinträchtigt. An seine Stelle ist das Erziehen mit Worten, Mahnungen, Lohn und Strafe als abgemodelte Erziehungskunst getreten. Ein mehr künstliches Gebilde hat das einst eher natur- und umstandgegebene, man möchte fast sagen „pflanzenhafte“ Erwachsenwerden abgelöst. Das naive Gruppengefühl, das ehedem für die Erziehung unmittelbar ausschlaggebend war, ist durch intellektuelle Überlegungen, durch die „Lehre von der Erziehung“ ersetzt worden. Notwendigerweise, weil sich die Zusammensetzung der Gesellschaft verändert hat.

Die väterliche Erziehung war einst etwas Kontinuierliches und Zusammenhängendes. Sie wird heute durch die Abwesenheit des Familienoberhauptes immer und immer wieder unterbrochen. Dann will der pflichtbewußte Vater die wenige Zeit, die er seinen Kindern widmen kann, möglichst intensiv ausnutzen. Das Kind muß Erziehung in der Essenz über sich ergehen lassen, es empfindet sie als kaum leidbaren Zwang und Freiheitsberaubung. Zum Vater kann kein eigentliches freundschaftliches Gefühlsverhältnis gewonnen werden, weil er sich zu ausschließlich als Gebieter und Richter aufspielt. Oft drängen ihn Mütter in diese Rolle hinein, indem sie ihm am Abend, wenn er müde von seiner Tagesarbeit heimkommt, mit dem Sündenregister der Kinder aufrücken und von ihm verlangen, daß er Schuldige abstrafe. So wird nach und nach der Graben gelegt, der sich später darin zeigt, daß sich die Jugend „unverstanden“ fühlt, während sich die Eltern über die „Undankbarkeit“ ihrer Nachkommen beklagen.

Erzieherisch von größter Wichtigkeit ist für das Kind auch, daß es das Gefühl einer Heimat erhält. Es gibt seiner Seele Sicherheit, Zuflucht, Beruhigung, Geborgenheit. Um das Gefühl erwachen und wachsen zu lassen, bedarf es einer festen Wohnstätte und der eigenen Scholle. Wer als Kind gezwungen ist, von einer Mietswohnung zur andern, von einem Vorstadtviertel zum andern in häufigem Wechsel umzuziehen, läuft Gefahr, die schätzenswerte Eigenschaft der Bodenständigkeit und ihrer Ausstrahlungen wie Zuverlässigkeit, Solidität

usw. nicht erwerben zu können — er wird gewohnt, gleichsam durchs Leben zu „flüchten“ und auf keine Weise irgendwie und irgendwo Wurzel zu fassen. Das durch das Fabrikzeitalter für viele Familien notwendige Herum-Nomadisieren erschwert die Erziehung der Kinder in hohem Maße.

Von ebensolcher schädigender Wirkung auf die kindliche Seele und die Erziehung ist es, wenn Kinder kein *Verhältnis zur Natur* gewinnen und sie nur wie ein Museumstück auf Sonntagsausflügen kennen lernen. Früher war das Stadtkind in dieser Beziehung viel besser dran als heute. Damals gab es hinter der Straßenfront heimelige Gärten, wo auch der Städter das Wachstumswunder beobachten und leiten konnte. Sie sind verschwunden, das Kind unserer Städte sieht fast nur mehr Mauern und Asphalt, und wo Rasenplätze angelegt sind, wehren Zäune und drohen Verbote mit Strafe bei Betreten. Sandkasten, Lehm im Topf und Plastilin sind nur ein kläglicher Ersatz für die naturgebundenen Spiele mit Erde und Wasser, dem Gruben graben, Feuerherde herstellen, Erdhäuschen bauen, Lehmtierchen gestalten, Waten durch Pfützen und Weiher usw. Wer sich als Kind nie mit Erde und Wasser beschmutzt hat, der hat ein Stück Kindheit nicht erlebt. Die nahe Berührung mit dem Boden ist für die Entwicklung des Naturgefühles von größerer Wichtigkeit, als man obenhin zu glauben versucht ist. Das innere Wissen jedoch, daß der Mensch ein Stück Natur ist und sich ihren Gesetzen einzufügen hat, ist für die Erziehung wesentlich. Diese kommt nicht allein von den erziehenden Menschen aus, auch die Pflanzen und toten „Dinge“ wirken daran mit.

Technik und Wissenschaften haben nicht nur die Familie zerstört, sie brachten auch eine völlige *Veränderung in den Arbeitsverhältnissen*. Die moderne Produktionsweise hat einen früher weitgehend ausgenutzten Erziehungsfaktor in starkem Maße ausgeschaltet: die Mitwirkung der Kinder bei der elterlichen Arbeit. Über den erzieherischen Wert der Arbeit braucht wohl nicht lange verhandelt zu werden.

Früher waren wir ein Volk von Bauern und Handwerkern; das Kind sah von Kindsbeinen auf, wie seine nächsten erwachsenen Angehörigen ihr tägliches Brot verdienten. Es hatte fast von seinem ersten Lebenstage an Einsicht in den Produktionsprozeß, und schon früh nahm es daran Anteil. Der Käsehoch verrichtete kleine Handreichungen in Küche, Stall, Garten, Feld und in der väterlichen Werkstatt. So wuchs das Kind allmählich und wie selbstverständlich in die elterliche Arbeit hinein und wurde ein tüchtiger Bauer und Handwerker, ohne so viel Berufsschulung nötig zu haben, wie der Lehrling unserer

Zeit, der plötzlich von seinen Kinderspielen weggerissen und an die Werkbank gestellt wird.

Heute weiß ein Kind lange Zeit nicht, wie der Vater sein Auskommen verdient. Er geht aus dem Wohnhause fort in die Fabrik, ins Geschäftskontor, ins technische Bureau und am Monatsende bringt er seinen Lohn heim. Das Kind beginnt die väterliche Arbeit, die ihm ein Geheimnis bleibt, zu überschätzen. Zugleich bewertet es die Hausarbeit, die von der Mutter verrichtet wird, geringer, weil sie keinen Zahltag einbringt. So kommt es, daß sich beispielsweise zehnjährige Knaben plötzlich weigern, Dienste im Hause zu verrichten.

„Das ist Arbeit für die Mutter und die Schwester!" erklären sie verächtlich. Sie fühlen sich dazu geschaffen, ähnlich wie ihre Väter beschäftigt zu werden und klingenden Lohn zu erhaschen. Eher, als sie die minderbewertete Hausfrauenarbeit mitverrichten helfen, bleiben sie bei ihren Spielen auf der Gasse und empfinden später, wenn sie auf einmal der Schule entlassen und Lehrlinge geworden sind, den Wechsel als zusammenhanglos und schmerzlich abrupt. Während das Kind früher nach und nach in eine aus der täglichen Anschauung vertraute, in Gemeinschaft mit Eltern, Geschwistern und Dienstboten fröhlich geleistete Arbeit hineinwuchs, kommt ihm heute der Lehrlingswerktag als „bitterer Alltag" und schlimmer Zwang vor. Die jetzigen Verhältnisse erlauben die Entwicklung einer gesunden Arbeitsfreude und eines lustbetonten Arbeitswillens kaum, und somit sind wesentliche erzieherische Faktoren nicht mehr wirksam.

Dabei geht es den Mädchen nicht viel besser als den Knaben. Es sei nur daran erinnert, daß man früher in viel weitgehenderem Maße als heute Selbstversorger war. Sein Mittagessen konnte man nicht in Form von fertig zubereiteten Konserven im Spezereiladen holen. Das Brot wurde im Beisein der Kinder selbst gebacken. Die Mädchen sahen, wie ihre Mütter die Gespinste verarbeiteten, Wolle zupften, spannen, woben, ihre Kleidungsstücke Stichlein für Stichlein mit der Nadel nähten, und sogar die Hosen und Röcke der Buben und Väter mußten selbst hergestellt werden — es gab keine Konfektionsgeschäfte. Die Arbeit war noch viel weniger in Branchen aufgeteilt, und was Vater und Mutter im Verein der Familie wirkten, machte selbständig und unabhängig. Man konnte sich in viel bedeutenderem Ausmaß „frei" fühlen. Die Arbeit gab Selbstbewußtsein, Mut und Frohmut, Adel, und das Kind sah und fühlte ihren Segen und wünschte ihn für sich auch zu erwerben.

Unsere Kultur beruht auf der Bezähmung und Handhabung des Feuers. Und was für ein stolzes Glück strahlt aus den Augen jedes Kindes, wenn es ihm zum erstenmal gelungen ist, ohne Hilfe anderer

Leute Feuer zu entfachen! Heute sind jedoch schon recht viele Kinder nicht mehr imstande, selbständig Feuer zu machen. Sie können nur noch den Kontaktknopf der elektrischen Leitung und den Gashahn andrehen. In ähnlicher Weise sind sie in mancherlei andern Beziehungen verwöhnt, verzärtelt, bequem, aber auch ein Stück abhängiger und hilfloser geworden als beispielsweise der Australneger, der überall Feuer machen kann.

Wir erfinden Kulturerrungenschaften, die uns versklaven, so daß wir der Natur unbarmherzig ausgeliefert sind, wenn uns die Lebensumstände wieder in einfachere Verhältnisse versetzen: Was Vater und Mutter noch konnten, das vermag das Kind schon nicht mehr.

Wir können die Entwicklung nicht rückgängig machen. Unsere Aufgabe ist, uns anzupassen und die Schäden auszuwetzen, die unsere Epoche für die Kindererziehung mit sich gebracht hat.

Jetzt sehen Sie ein, wie hochwichtig Ihr Beruf als Arbeitslehrerinnen einzuschätzen ist, welche Bedeutung ihm für die Erziehung zukommt und wieviel Sie gutmachen können, was das Konfektionszeitalter an unseren Mädchen sündigt! Das Hochzuschätzende bei Ihrem Berufe sind nicht allein nur die schönen fertigen Handarbeiten, die Sie am Examen vorlegen können — zehnmal wichtiger ist etwas, das Sie weniger sichtbar vermitteln: Einsichten in den Produktionsprozeß und die damit zusammenhängenden ethisch wertvollen Gefühle, Zuversicht und Freude am Können, die Stärkung des Selbstvertrauens durch die geleistete brauchbare Arbeit und die innere Geschlossenheit und Solidität, die daraus resultieren.

Gerechterweise muß anerkannt werden, daß sich unsere Zeit auch noch anderweitig bestrebt, die aufgezeigten Mängel wieder zu beheben, welche die Umwandlung in der sozialen Struktur für die Erziehung bewirkte.

K i n d e r h o r t e ersetzen die fehlende Geschwisterschar und gestatten die Bildung von entwicklungsgemäßen kindlichen Altersklassen.

Vermehrte Schul-Erziehung sucht die herabgesetzte elterliche Erziehung zu ersetzen. Die handwerklichen Techniken werden in den Schulen mehr und mehr beigezogen, die Buben werden in Schulgärten, an der Hobelbank, mit Kartonnage- und Metallarbeiten und die Mädchen in Schulküchen beschäftigt. Man macht Exkursionen in Fabriken und Werkstätten, um die Jugend wieder in den Produktionsprozeß frühzeitig einzuführen.

Schwierige Kinder, die aus Gründen seelischer Abnormität, Mindersinn, Schwachsinn usw. weniger erziehungsfähig sind, bildet man in Hilfsschulklassen oder man beschäftigt sie in besonderen Anstalten.

Und für normale Kinder mit Erziehungsschwierigkeiten gibt es staatliche und private Beratungsstellen.

Alle diese Gründungen stecken in mancherlei Beziehung heute noch in den Anfängen und sind ausbaufähig. Sie sind ein Versprechen für die Zukunft.

Wenn wir zugeben, daß heute die Erziehung aus einer ganzen Anzahl von Gründen im allgemeinen schwieriger geworden ist als ehedem, wollen wir uns nicht darüber täuschen, daß es auch früher Schwererziehbare gab, denen beizukommen für die Erzieher eine schwere Aufgabe war. Wenn wir heute auf Schwierigkeiten stoßen, stehen uns viel bessere und schärfere Mittel zur Verfügung als unsern Altvordern. Gänzlich ausschalten wird man die Schwierigkeiten bei der Erziehung nie können, und trotz ihrer ist unser Beruf schön. Die Tatsache, daß es einzelne Versager in der Erziehung gibt, darf uns nicht an unserer Aufgabe verzweifeln machen: wir dürfen uns daran trösten, daß wir vielen den Weg ins Leben erleichtern helfen und daß sie uns nötig haben!

Ein Fall von Eßstörung

Von Editha Sterba, Wien

Die Eßschwierigkeiten der Kinder, von denen fast alle Mütter zu erzählen wissen, wie sie in jeder Erziehungsberatung berichtet werden, und wie sie zur täglichen Erfahrung des Kinderarztes gehören, sind keineswegs einheitlicher Natur. Im allgemeinen wird es wohl berechtigt sein, zunächst anzunehmen, daß, soweit psychogene Faktoren in Betracht kommen, eine Störung der libidinösen Erlebnisse im psychosexuellen Ablaufe an der Mundzone den Ausgangspunkt dafür bildet. So sind es vor allem wohl die Entwöhnung von der Mutterbrust, der Wechsel von flüssiger zu breiiger und fester Kost, der Entzug des Lutschers als eines libidinösen Objekts, das Verbot des Daumenlutschens, die in bestimmten recht häufigen Fällen in pathologischer Weise verarbeitet werden. Das Kind reagiert auf diese Versagungen mit der Ablehnung auch anderer Funktionen der Mundzone, die in dieses Verbot nicht einbezogen waren, also mit einer Verweigerung des Essens, des Kauens oder Schluckens. Diese Eßstörung ist dann eine neurotische Störung auf Grund *oraler* Libidoerlebnisse und deren Versagung.

Das Beispiel einer Eßstörung, das ich nun bringen möchte, ist aber von anderem Charakter. Es gemahnt uns, einer Eigenschaft der Sexualtriebe zu gedenken, die gerade die Sexualtriebe einerseits zu kulturellen Zwecken unglaublich verwendbar werden läßt, ja die ihre so weitgehende Unterdrückung im Laufe der kulturellen Entwicklung gestattet, die aber anderseits durch die reichlichen Ausweichmöglichkeiten dem Erzieher so manche Schwierigkeit bereitet. Diese Eigenschaft ist die Plastizität der Sexualtriebe, d. h. ihre Fähigkeit zur Umformung, zur Zielverschiebung, zur gegenseitigen Ersetzung.

Ich hatte Gelegenheit, die Entwicklung eines kleinen Mädchens genauer zu verfolgen, und wurde auch öfters in die Lage versetzt, Eltern und Erziehern dieses Kindes Ratschläge in der Erziehung zu erteilen und ihnen verschiedene Verhaltensweisen dieses Kindes zu deuten. Dieses zur Zeit der Entwicklung und Behebung der Eßstörung, von der ich nun berichten will, zwanzig Monate alte kleine Mädchen ist ein normal entwickeltes, intelligentes, gesundes und kräftiges Kind. Schädliche Folgen der Entwöhnung waren nicht sichtbar geworden. Die Kleine hatte überhaupt noch niemals Eßschwierigkeiten gezeigt, hatte nie an Magenverstimmung gelitten, und Appetitlosigkeit und Erbrechen waren bei ihr ganz unbekannt. Das kleine Mädchen

war zu dem Zeitpunkte der hier geschilderten Beobachtung bereits imstande, alles, was man mit ihr sprach, zu verstehen und auch ihre eigenen Gedanken sprachlich verständlich und richtig auszudrücken.

Als das kleine Mädchen 19½ Monate alt war, schien ihre Reinlichkeitserziehung im großen und ganzen ohne ersichtliche Schwierigkeiten beendet zu sein. Man hatte mit sechs Monaten begonnen, sie auf den Topf zu setzen, zuerst durch einige Wochen einmal täglich, dann zweimal, dann öfters, ihr dabei ganz ohne Fordern und Drängen nur freundlich erklärt, was man von ihr erwartete, sie belobt, wenn sie ihren Verpflichtungen nachkam, aber niemals über Einnässen oder Versagen der geforderten Leistung Unwillen oder Ärger gezeigt. Mit 19½ Monaten also war sie bei Tag völlig rein, bei Nacht allerdings machte sie sich noch öfters naß, wachte aber immer auf dabei und forderte energisch eine „trockene Windel". Sie war stolz auf ihre Leistungen und verfehlte nicht, „große oder kleine Lacke", wie sie es nannte, und „großes oder kleines Tuli", womit sie den Stuhl meinte, festzustellen und Eltern und Pflegepersonen zur Beachtung und Bewunderung aufzufordern. Sie machte nie den Versuch, mit Kot zu schmieren oder im Urin herumzurühren, vielleicht, weil sie schon sehr frühzeitig Plastelin kneten durfte und Wasserspiele aller Art spielen konnte. Sie weigerte sich nie, auf den Topf zu gehen, erledigte die Angelegenheit immer rasch und schien den ganzen Vorgängen der Reinlichkeitserziehung gegenüber sehr gleichgültig und ungerührt, zeigte auch niemals Schuldgefühle oder Angst, wenn sie sich doch naß machte. In den letzten Tagen vor dem völligen Reinwerden des kleinen Mädchens war die Pflegeperson vielleicht etwas strenger in ihren Forderungen, weil sie den Eindruck hatte, daß das kleine Mädchen schon völlig verstanden hatte, was man von ihr erwartete; das Kind wurde daraufhin ziemlich rasch völlig rein.

Ungefähr vierzehn Tage, nachdem sie, wie eben geschildert, fast völlig rein geworden war, traten plötzlich Eßschwierigkeiten auf. Das kleine Mädchen war immer gesund gewesen, hatte nie an Appetitlosigkeit gelitten, überhaupt nie beim Essen Schwierigkeiten gemacht, so daß das plötzliche Auftreten einer Eßschwierigkeit besonders auffallend war. Die Kleine nahm damals an der Mittagsmahlzeit der Eltern teil und wurde dabei von der Mutter gefüttert. Sie hielt sehr auf die gemeinsame Mahlzeit, kam sich dabei sehr interessant vor und aß eigentlich immer besonders gut und schnell. Plötzlich eines Tages begann sie, die festen Speisen, nachdem sie sie gekaut hatte, so lange im Munde aufzubewahren, bis ein großer Knödel entstanden war, den sie dann weder zerbeißen noch schlucken konnte. Sie wurde auch einmal zum Hinunterschlucken aufgefordert, versuchte es, ver-

schluckte sich und erbrach sogar die ganze Mahlzeit. Das war umso erstaunlicher, als das Kind vorher niemals erbrochen hatte. Dieses Nicht-hinunterschlucken-wollen und das Aufheben des Knödels im Munde dauerte einige Tage unverändert an, ohne daß man die geringste organische Störung an dem Kind hätte feststellen können. Am vierten oder fünften Tag dieser Störung rief die Kleine plötzlich beim Essen, nachdem sie wieder einen großen Speiseknödel im Mund zustande gebracht hatte, ganz ängstlich und weinerlich aus: „Tuli, Tuli", was in ihrer Sprache hieß, ich will Stuhl absetzen. Sie wurde auch sofort auf den Topf gesetzt, schien sehr beunruhigt, daß man ihr nicht schnell genug die Hose geöffnet hatte und blieb dann noch eine Weile ängstlich am Topf sitzen, ohne Stuhl abzusetzen. Da sie aber auch sonst nach der Mittagsmahlzeit vor dem Nachmittagsschlaf Stuhl zu haben pflegte, fiel dieser Vorfall nicht besonders auf, weil man meinen konnte, sie hätte eben einmal früher Stuhldrang verspürt. Nur ihr ängstliches und weinerliches Verhalten stand ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art.

Am darauffolgenden Tag wiederholte sich derselbe Vorgang mit einer kleinen aber bedeutungsvollen Abänderung. Die Kleine rief: „Tuli, Tuli", hatte wieder einen Speiseknödel produziert und sagte dann mit vollem Mund ganz ängstlich, weinerlich, wie verzweifelt: „Er ist schon in der Hose". Man entkleidete sie rasch, sie hatte ein winziges Stück Kot in der Hose, war ganz außer sich darüber und wollte trotz Zuredens und Beruhigens durchaus auf dem Topf sitzen bleiben, obwohl es ganz deutlich war, daß sie gar keinen Stuhldrang hatte.

Gleichzeitig traten in diesen wenigen Tagen auch zahlreiche andere Merkmale zutage, die erkennen ließen, daß die Reinlichkeitsgewöhnung doch nicht so spurlos an dem kleinen Mädchen vorübergegangen war, wie es anfangs den Anschein hatte. Sie wurde plötzlich ängstlich, sie könnte in die Hose machen und behauptete immer, trotz ständiger gegenteiliger Versicherung von allen Seiten, „die Mama böse, wenn Hose naß, der Papa böse, wenn Hose naß", und als man das immer energischer verneinte, sagte sie dann, einen letzten Trumpf ausspielend: „Aber ich selber böse, wenn Hose naß".

Man konnte auch eine ganz ungewohnte Ordnungsliebe bei ihr beobachten. Flaschen, Cremetiegel und andere zur Babypflege gehörige Gegenstände, die sich auf einem kleinen Wandgestell oberhalb des Wickeltisches befanden, wurden von ihr täglich in derselben Reihenfolge aufgestellt, und sie achtete strenge darauf, daß diese Reihenfolge auch von Mutter und Pflegeperson ebenso genau eingehalten werde. Wenn die Mutter die Reihenfolge absichtlich änderte, gab sie nicht nach:

„Nein, das gehört da her", rief sie solange, bis man es an den richtigen Platz gestellt hatte. Sie hielt auch streng darauf, daß alle Flaschen sofort nach Gebrauch zugestöpselt wurden; wenn man dies unterließ, bestand sie darauf, das gleich selbst zu tun.

Obwohl man ihr jedes Spielen mit schmutzigen Sachen gewährt hatte, sie z. B. ungehindert im Kohlenkübel herumwühlen ließ, wurde sie über Nacht eine Reinlichkeitsfanatikerin. „Die Hände sind ganz schmutzig", rief sie immer verzweifelt, auch wenn überhaupt kein Schmutz darauf zu sehen war. Besonders ärgerte es sie, wenn die Hände von Marmelade oder Zucker klebrig wurden. „Es pickt", rief sie verzweifelt, „es pickt". Die Mutter versuchte in diesen Tagen einmal, mit ihr Plastelin zu spielen, machte sich selbst dabei absichtlich die Hände sehr schmutzig und griff dann die Hände der Kleinen an. Diese wich entsetzt zurück: „Es pickt ja", rief sie, „und stinken tut es, furchtbar stinken". Nie vorher hatte sie am Plastelin einen Geruch bemängelt, sie kannte es damals fast schon ein Jahr.

Unermüdlich wurde in den Spielen Behalten und Hergeben dargestellt. Am deutlichsten wurde das bei einem Spaziergang, den der Vater einmal an einem Nachmittag mit der Kleinen unternahm. Das kleine Mädchen hat sich nämlich aus ihrer Säuglingszeit einen von ihr heiß geliebten Talisman aufbewahrt, der ihre Tendenz des Behaltenwollens schon auf dieser frühen Stufe deutlich zeigt. Die Kleine bekam während des Stillens statt der früher üblichen Lätzchen oder Barterln immer ein sogenanntes Spucktuch um, das ungefähr die Größe eines Taschentuches besitzt und aus Tetrastoff besteht. Obwohl das kleine Mädchen, als sie mit 6½ Monaten abgestillt wurde, scheinbar gar keine Reaktion auf die Entwöhnung zeigte, im Gegenteil dem ihr schon bekannten Essen mit dem Löffel großes Interesse und ebenso großen Appetit entgegenbrachte, wollte sie von der Entwöhnung an immer beim Einschlafen so ein Spucktuch bei sich haben, wie man es ihr beim Trinken an der Brust umgegeben hatte. Sie preßte dieses Tuch dann mit der einen Hand ans Gesicht und schlief dabei daumenlutschend befriedigt ein. Schon zu diesem Zeitpunkt kannte sie Form und Stoffart dieses Spucktuches so genau, daß sie jeden Versuch, sie durch eine Windel oder ein Taschentuch irrezuführen, sehr übel nahm. Die ersten deutlichen Silben, die sie aussprach, bezogen sich auf dieses Spucktuch. Mit 7½ Monaten riß sie es immer fest an sich und rief, wenn der Erwachsene seinerseits im Spaß an dem Spucktuch ziehen wollte, sehr empört: „Mei, mei", was bedeuten sollte, „mein", also, „mir gehört es". Das wurde ein sehr beliebtes Spiel, aus dem heraus sich dann, wie man deutlich beobachten konnte, das Gefühl des Besitzes bei ihr entwickelte. Dieser „Mei, mei", das Spucktuch also,

war gleichsam der Tröster und der sichere Schutz in allen schwierigen und gefährlichen Lebenslagen. Als sie geimpft wurde, war der „Mei, mei“ das beste Beruhigungsmittel gegen die Schmerzen, wenn ihr Kinder im Park beim Spielen ihre Sachen wegnahmen, verlangte sie energisch den „Mei, mei“, lutschte ein bißchen und war dann ganz getröstet. Ebenso wenn sie sich in einer ganz fremden Umgebung unsicher und unvertraut fühlte.

Bei diesem Spaziergang nun verlangte sie auf einmal ganz energisch ihren „Mei, mei“. Sie bekam das Spucktuch und warf es auffälligerweise sofort mitten in den Straßenkot, was sie noch nie getan hatte. Man wollte ihr das schmutzige Spucktuch dann natürlich nicht wiedergeben. Sie verlangte es aber, begann zu weinen, was bei ihr auch sehr selten vorkam, und als sie es dann schließlich erhielt, warf sie es sofort wieder in den Kot. Das wiederholte sich einigemale, wobei man ihr den Ambivalenzkampf zwischen Behalten und Hergeben deutlich am verzweifelten Gesichtchen ablesen konnte.

Der harte Kampf zwischen Behalten und Hergebenwollen ging aus dem vorhin geschilderten Material und aus diesem Spiel so deutlich hervor, daß sich die Notwendigkeit ergab, dem Kind in dieser schwierigen Lage durch eine Erklärung zu Hilfe zu kommen und die Forderung des Hergebensollens zu ermäßigen. Am Morgen nach dem am Tage vorher vorgefallenen Spiel mit dem „Mei, mei“ saß die Kleine in ihrem Bett und spielte mit Bohnen oder „Fisolen“, wie man in Wien sagt. Als sie die Mutter erblickte, verlangte sie sofort „Tuli“, und als man sie setzen wollte, weigerte sie sich, wobei sie dieselbe Angst und Unruhe zeigte, wie am Tag vorher bei dem Spiel mit dem „Mei, mei“. „Du kannst deinen Stuhl behalten, so lange du willst, du mußt ja gar nicht auf den Topf gehen“, sagte ihr die Mutter sehr eindringlich, „du kannst ihn auch in die Hose geben, wann du willst.“ Daraufhin sprang die Kleine im Bett auf und rief triumphierend: „Die Fisole ist schon geschluckt, alles geschluckt“. Von dem Augenblick an war die Eßschwierigkeit dauernd beseitigt. Sie schluckte von dem Tag an das Gekaute wieder hinunter und aß auch wieder ihre normalen Portionen, aber sie machte sich von diesem Moment an den ganzen Tag hindurch naß und wußte es immer so einzurichten, daß sie knapp nach dem Nachmittagsschlaf, bevor noch jemand zu ihr kam, in die Hose defäzierte. Dabei verfehlte sie nicht, ständig strahlend darauf hinzuweisen: „Schon wieder in die Hose gemacht, schon wieder alles ganz naß“. Man setzte sie zwar regelmäßig weiter auf den Topf, ließ sie aber ungefähr drei Wochen lang sich ruhig naß machen und einkoten, ohne irgendwie Ungeduld oder Ärger zu zeigen. Als sie dann aber Mutter und Pflegeperson zu untersuchen begann,

ob diese nicht doch auch nasse Hosen hätten, erschien der Zeitpunkt gekommen zu versuchen, ihr wieder Forderungen zu stellen. So wurde ihr also gesagt: „Erwachsene hätten nie nasse Hosen, das käme nur bei kleinen Babies vor, die noch nicht verstanden hätten, daß gescheite kleine Mädchen eben auf den Topf gingen.“ Das kleine Mädchen ist sehr ehrgeizig. Sie ließ sich das noch oft erklären, und es war ihr sichtlich peinlich, daß sie etwas nicht verstehen sollte. So kam es dann ganz von selbst, daß sie diesmal ohne jede Störung und frei von Ambivalenz die Forderung des Hergebensollens ihrer Exkremente akzeptierte und binnen wenigen Tagen wieder den ganzen Tag über, von ganz seltenen Rückfällen abgesehen, völlig rein wurde.

Die geschilderten Vorgänge bei dem kleinen Mädchen lassen deutlich erkennen, daß darin die orale und die anale Zone einander weitgehend vertreten. Die Kleine befindet sich in der schwierigen Lage, in der sie auf ihr Darmprodukt verzichten lernen und sich den Anforderungen der Erzieher, es zu der von ihnen gewünschten Zeit herzugeben, fügen soll. Dies geht nun nicht ganz ohne Auflehnung vor sich, da die Tendenzen des Behaltenwollens, wie wir gesehen haben, noch sehr stark sind. Der Kampf zwischen Geben und Behalten, der in der kleinen Seele tobt, stellt sich sehr deutlich im Spiel mit dem „Mei, mei“ dar, der aber doch von früher her eindeutig ihr oraler Fetisch ist. Allerdings erleichtert es die Besitzbedeutung des „Mei, mei“, des Spucktuchs, daß auch anale Abläufe an ihm zur Darstellung kommen, da ja Besitz und Stuhl in dieser Phase in ihrer psychologischen Bedeutung bereits innige Verknüpfungen eingegangen sind.

Aber nicht nur am oral besetzten „Mei, mei“, dem Spucktuch, kommen anale Abläufe psychologisch zum Ausdruck, sondern auch an der Mundzone geschieht ähnliches. Das kleine Mädchen formt sich aus den Speisen einen Knödel im Mund, dem sie deutlich anale Bedeutung verleiht, um so ihr Nichthergebenwollen an ihm darzustellen, wenn sie sich weigert, ihn zu schlucken, ihn also aus der Mundhöhle zu entfernen. In dem Moment, wo man ihr gestattet, ihren Stuhl bei sich zu behalten, solange sie will, läßt sie sofort die anale Bedeutung des Speiseknödels fallen, da sie ihn ja nicht mehr braucht, wenn sie den Stuhl selbst behalten darf, und gibt dies zur Kenntnis, indem sie erklärt: „Alles geschluckt“.

Dieses kleine Beispiel soll uns daran mahnen, Geschehnisse an bestimmten erogenen Zonen nicht um jeden Preis mit Libidoabläufen ausschließlich von den betreffenden Zonen aus in Verbindung bringen und erklären zu wollen. Eben die P l a s t i z i t ä t der Sexualtriebe gestattet solche Darstellungen von Partialtriebabläufen an Zonen, die

mit der Genese dieses Triebes zunächst nichts unmittelbar zu tun haben.

Daß Eßstörungen bei Kindern sehr häufig in einer Zeit auftreten, in der die Reinlichkeitsgewöhnung begonnen oder vollendet wird, legt die Vermutung nahe, daß, wie in unserem Fall, auch in anderen Fällen anale Triebmomente in diesem Geschehen eine nicht unwichtige Rolle spielen.

Der Vater als Eindringling

(Eine Verschärfung des Ödipus-Komplexes bei Knaben)

Von Eduard Hitschmann, Wien

Unter den Entdeckungen der Psychoanalyse ist der Ödipuskomplex ein besonderes Schmerzenskind, obwohl er als ein allgemein-menschliches Entwicklungsstadium und als der Kernkomplex der Neurosen anzusehen ist. Wie viele andere Tatsachen der Psychoanalyse hat er im allgemeinen Aspekt viel Unwahrscheinliches an sich, ein natürlicher Widerstand erhebt sich gegen ihn, denn er zerstört das unschuldige harmlose Bild des Kindes, wie es in der vorpsychoanalytischen Zeit den Psychologen und heute noch den meisten Eltern und vielen Ärzten erscheint.

Der Ödipuskomplex aber hat noch die besondere Eigenschaft, nur eine beschränkte Zeit im Leben des Einzelnen zu existieren und dann unterzugehen, in eine Lebenszeit zu fallen, die normalerweise vergessen wird (kindliche Amnesie), sich oft nur unscheinbar nach außen zu äußern, ins Unbewußte verdrängt zu werden, ferner durch Verhüllung, Reaktionsbildung sogar „umgekehrt“ in Erscheinung zu treten. Ferner zeigt er eine Phasenbildung, verschiedene Fronten in verschiedenen Zeiten, kurz man kann sagen: der Laie, der mit dessen persönlichen Eigenschaften nicht vertraut ist, trifft den Ödipuskomplex vielfach nicht zu Hause an, wenn er den Unsympathischen doch einmal kennenlernen möchte. Vor Leuten, die weder Psychoanalytiker sind, noch das Unbewußte, die Träume, die Neurosen und Psychosen kennen, vor diesen Leuten legt der Ödipuskomplex vielfach eine Tarnkappe an und ist nicht da, obwohl er — existiert.

Dazu kommen in neuerer Zeit die Feststellungen über die dem Ödipuskomplex vorausgehenden, sogenannten präödipalen Libidopositionen, die besonders beim weiblichen Individuum eine umgekehrte Einstellung aufweisen. Der Ödipuskomplex bietet also heute ein fassettenreiches Bild und es wird von Spezialformen des Ödipuskomplexes gesprochen (Fenichel).

Von einer selteneren, den Komplex verstärkenden Vorbedingung soll hier die Rede sein.

Es bleibt ein Experiment der Natur, wenn der Vater erst in jener Lebenszeit des Kindes in prägnante Erscheinung tritt, wo regelmäßig der Ödipuskomplex floriert, also etwa im vierten bis sechsten Jahr. Bis zu dieser Zeit haben Mutter und Kind — in meinen Fällen handelt es sich um ein zunächst einziges Söhnlein — allein zusammen gelebt

und wahrscheinlich sich ganz besonders aneinander angeschlossen. Der Vater kam nur selten zu Besuch, war im Kriege, dann etwa totgesagt oder in der Gefangenschaft; Vater ist aber nur der, welcher meist vorhanden ist, das Haus regiert, dem die Mutter gehört usw.

Wenn ich im folgenden über Familien berichte, bei denen der Vater, aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrend, nun wieder mit Mutter und Sohn lebte, in einem anderen Falle sich erst nach vier Jahren entschloß, die ledige Mutter und ihr Söhnlein anzuerkennen und mit ihnen zu leben, so werden solche Parallelfälle viel Beweiskraft haben, wenn sie analoge Folgen aufweisen. Im vierten Falle waren aus zwingenden familiären Motiven die Eltern zunächst nach der Hochzeit wieder auseinandergegangen; erst nach Jahren des Umhergeworfenseins des Paares Mutter-Sohn kam wieder ein Zusammenleben mit dem Vater zustande. Die Söhne litten unter diesem Schicksal.

Zweimal zeigte der Sohn Stottern, einmal Platzangst und einmal ein eigenartiges Bild, das allerdings zwischen Psychopathie und Hebephrenieverdacht schwankte; in dreien der Fälle war die Anpassung an die Realität durch Charakterveränderung sehr erschwert.

Zweimal handelt es sich um einzige Kinder, in den beiden anderen Fällen haben die später geborenen Geschwister natürlich eine viel günstigere Familienkonstellation vorgefunden und waren als gesündere dann Gegenstand des Neides.

In allen diesen Lebensgeschichten erwies sich die Beziehung zur Mutter, solange der Vater abwesend war, als eine besonders intime und zärtliche; dies erhöhte dann den Haß gegen den Vater, der eines Tages die Mutter „raubte“.

Alle vier Söhne haben während der Beobachtung behauptet, der Vater habe die Mutter betrogen, Ehebruch geübt: was für den Analytiker nicht in jedem Falle objektiv feststellbar war. Es wäre aber bedeutsam genug, wenn das Unrecht an der Mutter auch nur vom Sohne phantasiert wäre.

Immerhin wäre dadurch der krankmachende Haß gegen den Vater, den wir hier als künstlich gesteigerten Ödipushaß vorführen werden, begreiflicherweise sehr erhöht worden.

Besonders verhängnisvoll mag die Konstellation werden, wenn auch der Mutter vom Sohn die Liebe entzogen wird, weil sie ihm mit dem Vater untreu geworden ist.

Es sei nun über eine Reihe von Kinderschicksalen berichtet, in denen das so bedeutsame Verhältnis zum Vater früh eine Störung erfahren hat, welche in allen vier angeführten Entwicklungen gleichsinnig gewirkt hat.

I. Ottos Vater war in den Weltkrieg gegangen, als der Knabe erst

einige Monate alt war; er konnte zwar die Familie gelegentlich besuchen, wenn er auf Urlaub war, aber kam erst wieder dauernd zurück, als Otto vier Jahre zählte. Der Vater trug, als er heimkam, einen „schrecklichen Vollbart“, erregte große Angst, so daß das Kind nicht allein mit ihm ausgehen wollte. Otto hatte oft Gelegenheit, den Geschlechtsverkehr der Eltern zu behorchen und glaubte, der Vater tue dabei der Mutter etwas Böses.

Der Vater, der sechs Jahre jünger als die Mutter ist, blieb Gegenstand steter Angst; wenn er verreiste, atmete der Sohn auf. Sein Kritisieren, sein Schimpfen beängstigten sehr; die Strenge des Vaters, der den von der Mutter etwas verzogenen Knaben auch mehrmals allein in eine Kammer einsperrte, trug mit dazu bei. Das Kind hatte bis zu Vaters Heimkehr im Ehebett neben der Mutter geschlafen und mußte dann dem Vater weichen. Aber wegen nächtlicher Angstzustände mußte Otto oft von der Mutter ins Bett genommen werden.

Der Knabe hatte früh viel gelutscht, dann auch trotz Verbotes masturbiert; es bestand auch längere Zeit Bettnässen. Die Mutter hatte damals beängstigend gedroht, dem Knaben das Glied abzuschneiden, ebenso später die Zunge wegen seiner Verweigerung, Suppe zu essen. Aber es bestand auch Todesangst und Angst, gefressen zu werden: Otto meinte, teils wegen seines Tierquälens, teils weil er den Vater immer weggewünscht habe. Als der Vater aus dem Krieg heimkam, sagte Otto: „Der Vater soll wieder weggehen!“ Oder Otto wollte es nur sagen und unterdrückte die Rede aus Angst vor dem Vater. Bald darauf begann das Stottern, das besonders unangenehm in der Schule auffiel (sechstes Jahr).

Das Stottern war es, das den Knaben zum Arzt brachte; er litt auch mit vierzehn Jahren noch häufig an Angstträumen, namentlich Träumen, von bösen und gewalttätigen Einbrechern.

Die Betonung der Mundzone (orale Anlage) ist hier sehr deutlich nachweisbar durch die starke Neigung zum Lutschen und Naschen, auch Beißen, namentlich Beißen an den Nagelwurzeln. Der Junge fühlt die Ungeschicklichkeit der Zunge und beißt sich gelegentlich beim Sprechen in die Zunge. Er ist beim Essen ebenso gierig wie der Vater, der einen großen Mund und große Zähne hat und gern schreit. Das erste Stottern hat Otto nur belustigt; er spielte gern mit der Zunge im Munde. Auch bestand zu schnelles Sprechen, das gleichfalls vom Vater oft getadelt wurde.

Man hat in diesem Fall den bestimmten Eindruck, daß der Haß gegen den heimgekehrten, halb fremden Vater besonders heftig war, weil derselbe das bis dahin bestandene idyllische Zusammenleben zwischen Kind, Mutter und Großmutter so unerwartet gestört hatte.

Die Schuldgefühle über die feindseligen Gefühle gegen den Vater verstärkten die Kastrationsangst, welche hier auch auf die Zunge transponiert war. Angst vor Selbstverrat durch Sprechen mag mitgewirkt haben.

Mag Otto auch von neurotischer Disposition gewesen sein, das Eindringen des Vaters hat die Wirkung des im vierten Lebensjahr floriden Ödipuskomplexes jedenfalls sehr erhöht. Haß und Eifersucht nahmen hohe Grade an; die Wünsche, daß der Vater wieder verschwinde oder sterbe, führten zu Schuldgefühlen, Straf- und Todesangst. Die Auswirkungen dauerten über die Pubertät hinaus an.

*

II. Auch ein junger Ingenieur, Georg X., hatte von Jugend auf das böse Lebensschicksal eines Stotterers. Das Stottern, das beiläufig im fünften Lebensjahr begann, fiel in der Schule arg auf. Er war ein voreheliches Kind; der Vater war noch Student und konnte erst später an Ehe denken. Er zog mit der Mutter zusammen, als Georg vier Jahre alt war.

Die erste auffällige Sprachstörung sei aufgetreten, als der Vater einmal dem Nachtgebet des Kleinen beiwohnte, in dem es auch hieß: „Vater laß die Augen dein, über meinem Bette sein.“ Der Vater schrie ihn damals zu Unrecht an. Jedesfalls war das Stottern bald so heftig, daß der Knabe zunächst nicht in die öffentliche Schule kam.

Die Kinderjahre mit der Mutter allein waren sehr glücklich. Sie ist Engländerin, Englisch war die Umgangssprache der ersten Jahre. Georg ist voll Dankbarkeit für sie. Die Ehe der Eltern schien jahrelang glücklich zu sein, dann aber gab es sehr viel Streit; die Mutter ging aus dem Hause. Eine Szene, wo die Mutter nach Streit ins Kinderzimmer flüchtet und sich auf dem Boden bettet, ist unvergeßlich.

Gegen den Vater besteht auch im erwachsenen Alter noch tiefster Haß, mehr weniger bewußte Todeswünsche sind häufig; sie sind sehr deutlich in Träumen. Der Vater sei ja anfangs so fremd gewesen. Als dann ein jüngerer Bruder auf die Welt kam und vom Vater bevorzugt wurde, nahm des Knaben Haß noch zu. Der Vater geht jetzt abends immer allein aus, die Beziehung zur Mutter ist schlecht; Georg ist überzeugt, der Vater betrüge die Mutter. Wenn der Vater eintritt, verläßt er das Zimmer. Es kommt nie zur Aussprache, umso mehr, als der Sohn am meisten im Gespräch mit dem Vater gestottert hat und dann von ihm beschimpft wurde.

Das Triebleben Georgs zeigt neben oraler Fixierung eine besonders hochgradige Analerotik sowie masochistische Einstellung.

Der vollbewußte Haß gegen den Vater ist überaus heftig, zerstört sein Leben; er hält ihn für die Ursache seines Stotterns und

Unglücklichseins. Ursprünglich sei eine Enttäuschung am Vater dagewesen; die Feindseligkeit sei so groß, seit er erfahren habe, er sei ein uneheliches Kind. Er fühlt sich voll von Trotz und Haß; er habe viel zu unterdrücken und zu verschweigen. In diesen beiden Fällen von Stottern kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier der Drang, Anklagen hinauszuschreien, im Kampf steht mit dem Zwang, schweigen zu müssen.

*

III. Im Falle des 19jährigen Studenten Karl war der Vater durch den Weltkrieg vom zweiten bis zum sechsten Lebensjahr abwesend gewesen, war erst totgesagt, dann in Gefangenschaft. Auch hier war die Reaktion auf seine Rückkehr eine heftige, der Knabe war sehr ungern mit dem Vater allein; derselbe erschien ihm als wildfremder Mann, der Knabe hatte viel Konflikte mit ihm. So erinnert er sich öfters nach größerem Streit mit dem Vater den Gedanken gehabt zu haben, den Vater mit einer russischen Peitsche zu töten. Der Vater hatte aus der russischen Gefangenschaft berichtet, mit einer Nagaika könne man sogar ein Pferd töten. Karl war trotzig gegen den Vater; am meisten warf er ihm vor, daß er der Mutter Anlaß zur Eifersucht gegeben habe.

Todesträume auf den Vater beherrschen das Traumleben. Die nervöse Angst des Knaben hatte allerdings einen anderen Ursprung, als die späteren Schuldgefühle wegen Todeswünschen gegen den Vater; aber diese müssen verstärkend gewirkt haben.

Die Mutter hatte nämlich selbst während der Abwesenheit des Vaters an Anfällen von Todesangst gelitten, fürchtete dabei vom Herzen zu sterben, und der Knabe machte diese Angstanfälle als Zeuge mit. So war die Mutter auch zusammengestürzt, als sie die Todesnachricht über den Vater erhielt (die sich dann nicht bestätigte).

Die Ängstlichkeit des kleinen Karl war ursprünglich eine Angst vor Liebesverlust, Alleinsein gewesen, dann durch Identifizierung mit der angsthysterischen Mutter verstärkt worden; aber erst auf einer ersten längeren Reise mit 18 Jahren zur Krankheit, zur Platzangst geworden, in der er fürchtete, außer Haus zu sterben.

Der Knabe war deutlich sadistisch veranlagt, hatte sadistische Phantasien auf Frauen. Noch im Alter der Behandlung war er ganz an die Mutter fixiert, sonst sexuell gehemmt. Die Identifizierung mit der Mutter leistete hier ihre Beiträge. In der Zuneigung zur jüngeren seelisch gesunden Schwester — sie hat nur den in die Familie heimgekehrten Vater miterlebt — wiederholt sich die inzestuöse Rückwendung.

IV. Der vierte junge Mann, John, über den ich berichten will, bot allerdings mehr, als ein neurotisches Bild: er kam einer schweren Psychopathie am nächsten.

Es handelt sich um einen 21jährigen, körperlich infantil erscheinenden Jüngling, der ein eigenartiges Kindheitsschicksal aufweist. Seine Eltern konnten durch ihre Abhängigkeit von den Großeltern trotz der Geburt des Knaben die ersten vier Jahre der Ehe nicht zusammen wohnen; Mutter und Sohn zogen diese Jahre umher, nahmen bei verschiedenen Anverwandten Aufenthalt. Den Vater erinnert er, erst mit vier Jahren erblickt zu haben, wobei eine zärtliche Szene auf der Straße in Erinnerung geblieben ist. Haß und Todeswünsche gegen den hart strafenden Vater sind bewußt geblieben. John kann zu Hause nicht leben. Seine Ambivalenz gegen den Vater, Streitigkeiten mit der geliebten Mutter stören das Zusammenleben, umso mehr als drei gut entwickelte Brüder heranwachsen, die viel größer und stärker sind als John, der von knabenhafter Gestalt geblieben ist. John bemüht sich, seine wenig beachtete Persönlichkeit durch gewisse übermännliche, lächerliche Allüren zu heben.

Er arbeitet nichts, studiert nur flüchtig — umso mehr als er durch eine verschrobene Verwandte auskömmliches Geld geerbt hat — und hält sich für einen Schriftsteller. Tatsächlich fehlen ihm Fähigkeit und Bildung dazu. Er lebt zerfahren, isoliert, zeigt Stimmungsschwankungen, impulsive Entschlüsse ohne Sinn und muß, als sozial nicht einordenbar, in seine Heimat zurückgeschickt werden.

Wenn in dieser Entwicklung auch Belastung mit eine Rolle spielen mag, ist es doch nicht von der Hand zu weisen, daß der intensiv erlebte Haß gegen den Vater als Eindringling an der Nichteinordnung in die Sozietät mitverantwortlich zu machen ist. Gerade die gestörte Arbeitsfähigkeit hängt oft mit der Ablehnung des Vaters zusammen, der sozusagen in dieser Hinsicht das Realitätsprinzip repräsentiert.

Der erste Traum, den der junge Mann berichtete, lautete: „Ich habe dem Vater ins Gesicht geschlagen!"

*

In den hier kursorisch berichteten Lebensgeschichten der vier jungen Leute ist das hervorstechendste Element, daß in das jahrelange Idyll eines ungestörten liebevollen Zusammenlebens zwischen Mutter und erstgeborenem Söhnlein ein fremder oder doch entfremdeter Mann eindringt, der „angebliche" Vater, der von nun an dableibt, das Haus regiert, die Mutter mit Beschlag belegt. Unsere oberflächlich bereitstehenden Erwartungen, wie ein Vater, der nach jahrelanger Abwesenheit endlich heimgekehrt ist, vom Sohn empfunden wird, lauten gewiß nicht dahin, daß nur Haß und Wegwünschen bei seiner Heimkehr empfun-

den werden und lebhafte Eifersucht einsetzt. Von erfüllter Sehnsucht wird hier aber nichts berichtet.

Wenn auch ein Teil der negativen Reaktion dieser Söhne auf den heimgekehrten und von der Mutter herzlich begrüßten Mann (oder nun zum Dauervater gewordenen, früheren gelegentlichen Halbvater) durch dessen Wesen, die Fremdheit, das verwilderte Nachkriegsaussehen oder andere Akzidentien bedingt sein mag, — für uns bleibt wichtig, daß in diesem Lebensstadium von vier bis sechs Jahren der Haß aus dem Ödipuskomplex regelmäßig, lebhaft und anscheinend folgenschwer in Erscheinung tritt. Während sonst dem doch auch liebend und zärtlich auftretenden Dritten im Bunde positive Regungen, zum mindesten Ambivalenz sicher sind, fehlen sie hier scheinbar ganz und treten umso weniger in Erscheinung, als auch der Vater sich vom Sohn ungeliebt sieht und darauf empfindlich reagiert.

Das quantitative Moment im Ödipuskomplex, der ja allgemein menschlich ist, spielt bei Steigerung eine bedeutsame Veranlassung zu seelischen Störungen. Die Neurosen sind in ihren ätiologischen Bedingungen noch nicht sicher erkannt; die Neurosen-Psychologie hat nach F r e u d noch zu ergründen, „was die dem normalen psychischen Ablauf zugehörigen Vorgänge pathogen macht"; das quantitative Moment muß daher sehr beachtet werden.

Aus Erfahrung wissen wir also, daß im Falle des Vaters als Eindringling besonderer Haß, heftige Eifersucht, Todeswünsche, Schuld- und Angstgefühle beim Sohne entstehen. Je nach den Triebdispositionen mögen diese Konflikte mit Mühe vom Ich überwunden oder durch Abwehr zu Neurosen oder Charaktereigenarten verarbeitet werden.

Das Wissen um die Gefahren der seelischen Entwicklung bei gesteigerter Virulenz des Ödipuskomplexes erhält durch die angeführten Beobachtungen Bestätigung.

Die Verhütung der Folgen der speziellen Situation vom Vater als Eindringling ist eine wichtige Aufgabe von Eltern und Erziehern. Die Situation gleicht sehr der von einem um die gleiche vulnerable Lebenszeit des Kindes hinzukommenden Stiefvater erzeugten.

Der wissende Pädagoge hat dafür zu sorgen, daß das Kind in diesen Situationen vom neuen Partner des Ödipusdreiecks mit besonderem Verständnis, besonderer Vorsicht und mit nachsichtiger Liebe behandelt wird.

*

Die Bedeutung des Märchens für das Seelenleben des Kindes

Psychoanalytische Studie [1])

Von Alice Bálint, Budapest

Heutzutage trifft man oft Eltern, die sich Gedanken darüber machen, ob es ratsam sei, den Kindern die alten wohlbekannten Märchen vom Rotkäppchen, Schneewittchen, Hansl und Gretl zu erzählen.

Manche meinen, es stünde im Widerspruch mit dem rationellen Denken, wenn man den Kindern mit solchen phantastischen und unwahren Dingen die Köpfe vollstopft. Andere wieder befürchten, daß die Märchen durch ihren oft grausamen und blutdürstigen Inhalt die Kinder allzu sehr einschüchtern könnten. Denn wahrhaftig, es gibt kaum ein Märchen, in dem nicht vom Auffressen bis zum Bauchaufschlitzen die schrecklichsten Dinge passierten. Selbst diejenigen, die das Märchen nicht gänzlich aus den Kinderstuben verbannen wollen, meinen, man müsse es gründlich bedenken, was man eigentlich den Kindern erzählen darf.

Alle diese Fragen und Bedenken stehen mit den wichtigsten und schwierigsten Problemen der Kinderpsychologie in Verbindung, und es ist auch gar nicht leicht, sie zu beantworten.

Den Rationalisten müssen wir zugeben, daß die Kinder wirklich nichts so sehr interessiert wie die Wirklichkeit. Denen, die um die Seelensruhe des Kindes besorgt sind, müssen wir zugeben, daß die grausamen Motive in den Märchen geeignet sind, den Kindern ernstlichen Schrecken zu bereiten. Am richtigsten wird aber wohl das Problem von der dritten Gruppe gestellt, denn wir müssen uns gestehen, daß es selbst heutzutage beinahe unmöglich wäre, ein Kind so aufzuziehen, daß es niemals etwas von einem Märchen zu hören bekäme. Die wichtigste Frage vom praktischen Standpunkte ist also, wann und was wir dem Kinde erzählen sollen.

Betrachten wir vorerst, was das Märchen für das Kind bedeutet. Nehmen wir z. B. das Verhältnis zwischen Wahrheit und Märchen.

---

[1]) Literatur: K. Abraham: Traum und Mythus; P. Federn: Märchen, Mythus, Urgeschichte (in Federn-Meng: Psychoanalytisches Volksbuch); Sigm. Freud: Märchenstoffe in Träumen (Ges. Schr. Bd. 2); W. Hoffer: Kind und Märchen (Z. f. psa. Päd. 1931); O. Rank: Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung, 1919; Riklin: Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen; M. Silberer: Über Märchensymbolik (Imago, Bd. I, 1912); M. Wulff: Phantasie und Wirklichkeit im Seelenleben des Kleinkindes (Z. f. psa. Päd. 1934).

Da müssen wir uns vor allem sagen, daß das Märchen eben diejenige Unwahrheit ist, die nicht mit dem Anspruch auf volle Glaubhaftigkeit dem Kinde vorgetragen wird. Es besteht ja immer die Ahnung, daß alles Erzählte doch nur ein Märchen sei. Dies wäre unser erster Einwand. Der andere klingt fast schon wie ein Paradoxon, wir meinen nämlich, daß das Kind gerade mit Hilfe des Märchens zum erstenmal ein Bild von dem wirklichen Leben bekommt. Besser gesagt, das Märchen steht vom psychologischen Standpunkt der Wirklichkeit näher als das meiste von dem, was in der Kinderstube von der Güte der Menschen, der Allwissenheit der Erwachsenen, ihrer Unfehlbarkeit und ähnliches, aus erzieherischen Gründen erzählt wird. Wir wissen, daß fast alle Eltern darauf bedacht sind, die häßlichen Seiten des Lebens soweit irgend möglich vor den Kindern geheimzuhalten. Sie möchten es möglichst lange unschuldig und vertrauensvoll erhalten, es soll möglichst spät den Glauben daran verlieren, daß in der Welt alles gut und in Ordnung ist. Besonders gilt dies für unsere eigenen Fehler, die wir, so weit es geht, vor den aufmerksamen Blicken unserer Kinder verbergen wollen. Wieviel offener sind doch die Märchen! Da gibt es gute und böse Menschen (nicht bloß schlimme Kinder), Zank und Streit, Unglück und Rettung, lauter Wirklichkeiten, die jeden vom Beginn seines Lebens an begleiten.

Fast ebenso müssen wir die schreckenerregenden Teile des Märchens beurteilen. Wir sahen, daß das Märchen nicht so lügenhaft ist wie einige der allgemeinen Erziehungsregeln, ebenso können wir auch sagen, daß das wirkliche Märchen nicht so erschreckend ist wie manche erzieherische Maßnahmen oder solche Schriften der Kinderliteratur, die eigens für Erziehungszwecke entstanden sind. Nehmen wir z. B. den Struwwelpeter und ähnliche Bücher. Da ist einzig und allein vom bösen Kind die Rede, das den Finger lutscht, sich weder waschen noch kämmen will, gerne nascht, mit der Schere spielt, und das dann infolge dieser schrecklichen Sünden die grausamsten Strafen erleidet. Es gibt Bilderbücher, in denen Kindern der Fuß oder Finger abgeschnitten wird, andere wieder in die heiße Suppe fallen, zerquetscht werden usw., und alles als gerechte Folge der erwähnten Schlimmheiten und Unarten.

Bei solchen Geschichten muß das Kind die in ihnen enthaltene Drohung unbedingt auf sich beziehen, es kann sich nur mit den in Rede stehenden Kindern identifizieren, deren sämtliche Selbständigkeitsversuche mit Weinen und Zähneklappern enden.

Ganz anders beim Märchen. Da finden wir Kämpfe, in denen der Gewandtere siegt, auch ist die Niederlage der Kleinen nicht so unbe-

dingt und selbstverständlich wie in den oben erwähnten Geschichten. Im Gegenteil! Hansl und Gretl halten die böse Hexe zum besten, das Geißlein verrät den Wolf, der Schabernack, das ist die Schlauheit und die Flucht, die zwei Hauptwaffen der Kinder, spielen eine wichtige Rolle usw.

Nun dies alles klingt wie eine Verteidigung des Märchens. Wirklich glaube ich, daß das Märchen, insbesondere das Volksmärchen und die Tiergeschichten in der Entwicklung der Kinder eine wichtige und nützliche Rolle spielen und jenen Erzählungen unbedingt vorzuziehen sind, die vom Kinde unter den furchtbarsten Drohungen blinden Gehorsam verlangen.

Ein Kind soll erfahren, daß es in der Welt Gefahren gibt, es soll aber auch wissen, daß man durch Kampf, Geschicklichkeit, Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit die Schwierigkeiten zu besiegen vermag. Es soll nicht denken, daß einem alles Böse erspart wird, wenn man bloß folgsam ist und den Geboten von Vater, Mutter, Schutzmann, Köchin nie zuwiderhandelt.

Ein Vorzug des Märchens ist es auch, daß es zwar böse Mächte kennt, die den Kindern Schlimmes zufügen wollen, doch sie alle können besiegt oder hintergangen werden. Aber nirgends finden wir im echten Märchen das Schreckgespenst der Kinderstube, dem das unfolgsame Kind *unbedingt* verfallen ist.

Alle die Befürchtungen also, die gegen das Märchen erhoben wurden, gelten in vollem Maße jenen erzieherisch eingestellten Werken, die wir einfach „Einschüchterungsliteratur" nennen könnten. Diese sind wirklich schreckenerregend und zugleich lügenhaft, denn es ist doch *nicht wahr*, daß jedes Spiel mit Messer und Schere zu einem blutigen Ende führt, daß das naschhafte Kinde in der Marmelade gekocht wird, und dergleichen mehr. Weit wahrer ist die Geschichte vom Däumling, der allerhand versucht, in Schwierigkeiten gerät, sich wieder befreit und endlich froh ist, wieder daheim im Schutze der Eltern zu sein.

Wenn wir die Reaktionen des Kindes auf die Märchenerzählung beobachten, machen wir die Erfahrung, daß die phantastische Form das Kind nicht daran hindert, den menschlichen Inhalt des Märchens zu erfassen. Daß ein Nilpferd redet, ist für das Kind nicht gar so wunderbar, dem kindlichen Denken ist es ja geläufig, Tiere und sogar leblose Gegenstände wie denkende und fühlende Wesen zu behandeln.

Von der Bedeutung des Märcheninhaltes muß aber noch einiges erwähnt werden. Wir sagten, das Kind mache mit Hilfe des Märchens die erste Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben. Dem ist aber nicht ganz so. Wir hätten eher sagen sollen, daß das Kind im Märchen die

erste Bestätigung dafür erhält, daß jene seelischen Tatsachen, die es bereits lange an sich erfahren hat, auch für die anderen gelten. Die Ethik der Kinderstube verlangt, das Kind solle nie Groll gegen Eltern und Geschwister hegen, es solle nie Neid, Grausamkeit oder Rachsucht empfinden. Kommt so etwas vor, wird es als etwas Unbegreifliches, gar nicht Natürliches behandelt, das sobald wie möglich verdrängt und vergessen werden muß. Durch das Märchen erfährt das Kind, daß solche Regungen doch nicht nur in ihm allein erwachen können, sondern, sagen wir, möglichenfalls auch in einem Nilpferd. Das ist aber schon eine große Beruhigung. Auch zeigt das Märchen so manches in einem milderen Licht. Rauferei ist im Kinderzimmer eine Unart, im Märchen jedoch können allerhand Grausamkeiten in der Phantasie ausgelebt werden. Es ist eine Sünde, die Eltern zu betrügen, doch den Riesen des Märchens zu hintergehen ist eine ruhmvolle Tat. Auf diese Weise verschafft das Märchen Abfuhrmöglichkeiten für die verschiedensten verbotenen Gelüste, und zwar auf einem sozial erlaubten Wege, dadurch wird es aber zu einem unentbehrlichen Erziehungsmittel.

Wenn wir nunmehr die Frage beantworten wollen, was und wie erzählt werden soll, so können wir also sagen: Wir sollen Märchen erzählen, *wann es die Kinder danach gelüstet*, wir können allerhand erzählen, was nicht einseitig Einschüchterungszwecken dient. Die Volksmärchen und Tiergeschichten, die zumeist ganz jenseits von Gut und Böse stehen, sind insbesondere dazu geeignet, dem Kinde eine Phantasiefreiheit zu gewähren, die ihm durchaus nützlich und notwendig ist als Hilfe in dem schweren Kampf gegen die eigenen asozialen Triebregungen.

Über Erziehungsmittel

Von Otto Fenichel, Oslo[1]

Ich habe nachgedacht, was aus meinem Fach, der Psychoanalyse, Lehrer interessieren mag. Psychoanalyse, das ist eine genetische Psychologie, die als solche neue Erkenntnisse über das Seelenleben der Kinder gebracht hat, und diese neue Kinderpsychologie interessiert natürlich den Pädagogen. Aber inwiefern und wozu will er sie benutzen? Als Lehrer will er zunächst unterrichten, Kenntnisse vermitteln. Dabei kann ihm die Psychologie für die Zwecke der Didaktik wichtig sein. Und tatsächlich ist es auch für diese von Bedeutung, daß wir uns das „Lernen" heute nicht so sehr als eine reine Verstandestätigkeit vorstellen, sondern die Erkenntnis der Psychoanalyse berücksichtigen, daß Kinder Triebwesen sind; die Lernfähigkeit hängt dementsprechend außer von der Begabung auch von Förderungen oder Hemmungen von Triebimpulsen aller Art, von Sympathie oder Antipathie dem Lehrer gegenüber ab, die aus einer Übertragung früherer Lebenserfahrungen auf die neue Schulsituation stammen können.

Wichtig aber ist, daß sich der Lehrer außer dem Ziel des Unterrichts auch das der Erziehung setzt. Und hier stocke ich schon. Was ist eigentlich „Erziehung"? Die planmäßige Änderung von Menschen, besonders von Kindern durch die ältere Generation. Aber Veränderung wozu? Fragt man so, so erhält man recht verschiedene Antworten. Manche von ihnen erscheinen rationaler Natur: die Kinder sollen aus Triebwesen gesellschafts- und kulturfähige Menschen werden. Manche klingen irrationaler: die Kinder sollen zu höherer Glücksfähigkeit, zu Altruismus, zur Erfüllung von allerhand Idealen gebracht, schließlich soll die Menschheit verbessert werden. Bescheiden sind solche Ziele nicht. Wo stammen sie her? Sicher nicht aus wissenschaftlicher Erkenntnis. Aus einem Sein kann nie ein Soll abgeleitet werden. Bemühen wir uns in der Psychoanalyse, ohne Wertungen — wie in der Naturwissenschaft — die Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Seelenlebens zu erforschen, die Art und Weise, wie letzten Endes biologische Triebstrukturen durch den Einfluß der Außenwelt verändert werden, so können wir bestenfalls dem Erzieher sagen, was er tun müsse, um dieses oder jenes Ziel zu erreichen; nicht aber, das Ziel selbst bestimmen.

Ich meine aber immer wieder, daß es für die Praxis gar keinen

[1]) Vortrag vor einem pädagogischen Verein in Oslo, März 1935.

Sinn hat, einen einzelnen Erzieher zu fragen: „Was willst du?“ und ihm dann zu sagen: „Dieses Ziel erreichst du am ehesten, wenn du so oder so vorgehst.“ Sondern daß es weiter führt, davon auszugehen, daß Pädagogik nicht als fernste Zielsetzung einzelner Pädagogen in der Luft hängt, sondern sich in bestimmten gesellschaftlichen Institutionen, Familie und Schule, sehr konkretisiert hat. Statt den einzelnen willkürlich ein Ziel setzen zu lassen, dessen Herkunft er nicht zu begründen braucht, und dessen wissenschaftliche Untersuchung nur aus seiner Psychologie zu gewinnen wäre, sollte man diese konkreten wirklichen Erziehungsinstitutionen von heute ansehen und ihre tatsächlichen Ziele, die Zwecke, denen sie objektiv dienen, analysieren.

Versuchen wir dies, so müssen wir zunächst feststellen, daß diese tatsächlichen Ziele mit den vorgeschützten der Pädagogikbücher nicht übereinstimmen. Wir werden von den Plänen nach Verbesserung der Menschheit wieder auf den heutigen Erdboden zurückgerufen. Wir erkennen weiter, daß es weniger auf die Absichten und Denkweisen der einzelnen Lehrer ankommt — das gilt, wohlgemerkt, nicht für das einzelne Kind, für dessen Charakterbildung die Persönlichkeit der Lehrer von höchster Bedeutung sein kann, sondern für die ganze Generation —, sondern auf den Rahmen, der dem Lehrer gesellschaftlich vorgeschrieben ist; auf den Umstand, daß in unserer Gesellschaft die Kinder erst in Familien erzogen werden, d. h. in einem Milieu, in dem ein Paar, das miteinander in geschlechtlichen Beziehungen steht, mit nur wenigen Kindern zusammenlebt, und einer, der *pater familias*, patriarchalische Herrscherrechte für sich in Anspruch nehmen darf, sodann in einer Schule, in der sowohl äußere Betriebsregeln — Schulbänke und Katheder, Schulstunden, Stundenplan — als auch der Lehrplan vorgeschrieben sind. Eltern, die von diesem Schema abweichen, scheitern daran, daß sie die Kinder entweder von der Umwelt isolieren oder sie größeren Konflikten aussetzen müssen, weil die Kinder überall in der Welt das Gegenteil von dem hören, was man sie zu Hause lehrt; Lehrer, die abweichen, scheitern schon daran, daß man sie entläßt[2]).

Die tatsächlichen Veränderungen, die in den Kindern durch die Erziehung hervorgerufen werden, sind von sehr verschiedener Art, stimmen aber darin überein, daß sie die Kinder daran gewöhnen wollen, die ursprüngliche Intention, Triebimpulse sofort zu befriedigen, im Interesse der Rücksichtnahme auf andere hintanzusetzen, Spannungen zu ertragen. Kein Zweifel, daß die heutige Praxis

[2]) Zu diesen ganzen Gedankengängen vgl. Bernfeld: „Sisyphos oder: Die Grenzen der Erziehung“, Int. Psa. Verl. 1928, 2. Aufl.

über das „Notwendige", wo immer man seine Grenze ziehen möchte, über das angebliche Ideal der „Gesellschaftsfähigkeit" weit hinausschießt. Was sie anstrebt, ist offenbar Gesellschaftsfähigkeit für eine gewisse bestehende Gesellschaft, Einfügung in die bestehende Ordnung, ohne Kritik darüber, ob sie der Mehrheit nur Leid bringt, und warum. Ihr Ziel ist offenkundig die Reproduktion der Ideologie einer bestehenden Gesellschaft. Die Psychoanalyse nun kann uns dabei viel darüber lehren, wie eine solche Reproduktion, eine gesellschaftsbedingte Umbiegung der menschlichen Strukturen, vor sich geht.

Wenn man eine solche Meinung vertritt, hört man immer wieder den Einwand: Wo ist aber die Grenze des Notwendigen? Jede Gesellschaft wird in Erziehungsmaßnahmen eine gewisse Triebunterdrückung bei den Kindern anstreben müssen, wenn man auch bestrebt sein mag, sie so schmerzlos wie möglich zu gestalten. Denn ungebändigte Triebe sind ungebändigte Naturkräfte, egoistisch, rücksichtslos, kriminell. Hätte der Mensch nicht als Kind gelernt, seine Leidenschaften zu zügeln, so würden fortwährende Triebhandlungen jedes gesellschaftliche Sein ganz unmöglich machen.

Und in einem gewissen Maße ist solchem Einwand sicher recht zu geben, nämlich in folgendem: Eine Gesellschaft aus Individuen, die zu ihrem Triebleben so stehen wie der durchschnittliche Zweijährige, wäre tatsächlich unmöglich. (Fraglich ist nur, ob Zweijährige, wenn sie nicht erzogen würden, auch im späteren Leben immer Zweijährige blieben.) Diese Kinder leben nämlich nach dem Lustprinzip. Sie folgen jedem Impuls und tun in jedem Augenblick rücksichtslos, was sie in diesem Augenblick tun wollen. Wachsende Erfahrung muß ihnen aber, auch ohne alle Erziehung, dies als unzweckmäßig erscheinen lassen. Wenn man nascht, soviel man mag, bekommt man schließlich Magenweh; wenn man in das schöne Feuer faßt, verbrennt man sich; wenn man seine Umwelt quält, quält sie wieder. Das Leben nach Augenblicksimpulsen wird allmählich, aber niemals vollständig, durch ein Leben nach Vernunft ersetzt, die die Realität beurteilt und danach die voraussichtlichen Folgen der beabsichtigten Handlungen abschätzt. Man lernt die Spannungen ertragen, die dadurch entstehen, daß man nach dem Erleben eines Impulses ihm nicht sofort nachgibt, sondern zunächst in der Vorstellung die Zukunft vorwegnimmt und in kleinen Dosen „probehandelnd" denkt, — und bei der nachfolgenden Handlung die vermutlichen Folgen, die Beschaffenheit der äußeren Wirklichkeit, mitberücksichtigt: Realitätsprinzip. Das Realitätsprinzip ist eine Modifizierung des Lustprinzips, ist nur Verzicht auf augenblickliche Lust um einer Unlustvermeidung oder um einer späteren höheren Lust willen. Wodurch wirkt es? Durch

das Setzen einer Art von „bedingten Reflexen“. Manche Lust ist als mit gleichzeitiger oder nachfolgender Unlust verbunden vorgestellt.

Die Erziehung ahmt das nach. Sie setzt künstlich Erfahrungen solcher Art. Sie ist unterstrichenes Realitätsprinzip. Sie kann gar nichts anderes, als vom Kinde mit Lust angestrebte Ziele mit Unlusterfahrungen verlöten oder auf die Ausführung gewisser unlustvoller Handlungen eine Lustprämie setzen.

Wir wissen nicht, wie ein unerzogenes Kind sich verhalten würde. Hier lohnten Experimente, aber sie sind leider undurchführbar. Wir wissen nicht, ob die natürlichen Zusammenstöße mit der Realität zur Entwicklung von Vernünftigkeit genügen würden. Wir wissen aber sicher, daß von jedem Kind praktisch mehr verlangt wird, als daß es vernünftig ist, ja, daß die durch die Erziehung gesetzten Assoziationen oft — durch die „künstlichen Realitäten“, die sie schafft, das Realitätsprinzip übertreibend — die Vernunft behindern. Wie geht das zu?

Idealistische Auffassungen wollten stets im Menschen zwei Prinzipien walten sehen: ein hohes und ein niederes, ein gutes und ein böses, ein triebhaftes und ein moralisches, einen Ahriman und einen Ormuzd. Wir denken nüchterner, machen keine Anleihen bei metaphysischen Prinzipien, sehen im Menschen ein Triebwesen und fragen uns, wie aus Trieben nicht nur andere psychische Funktionen, wie etwa das scheinbar so triebferne Urteilen, sondern sogar die triebfeindliche Moral entstehen konnte. Das kann nicht anders zugehen als so, daß Kräfte aus der realen Außenwelt erst einmal Trieb konflikte schaffen, manche Triebe so umbiegen, daß ihre Zielsetzung an die Unterdrückung anderer Triebe gebunden wird. Beim gebrannten Kind, das das Feuer scheut, ist das klar. Es ist der Selbsterhaltungstrieb, der nach der Erfahrung stärker wirkt als der Feuerspieltrieb. Die gröbste Erziehung, die Dressur, macht es genau so. Sie tut dem sich befriedigenden Kinde weh. Die „feinere“ Erziehung macht es auch nicht viel anders, sie macht es nur etwas komplizierter: Es ist eine Eigenheit der Kinder, daß sie — weit mehr als Erwachsene — Liebe und Zärtlichkeit von seiten der Personen ihrer Umgebung brauchen, um leben, um sich überhaupt als etwas wert fühlen zu können. Im Säuglingsalter ist das wörtlich wahr. Das Kind ist auf äußere Fürsorge angewiesen und würde, bliebe diese aus, zugrundegehen. Was die Milch physisch ist, ist später die Zärtlichkeit psychisch. Wie das Kind zunächst die Milch als Mittel zur Befriedung, so liebt es später die Mutter als Milchspenderin. Wird das die Realität langsam erkennende Kind, das sich erst für allmächtig gehalten hatte, sich seiner Schwäche bewußt, so braucht es äußere Zärtlichkeit, um sich an den nunmehr Allmächtigen, den Erwachsenen, anlehnen und sich

wieder mächtig fühlen zu können. (Manche Menschen bleiben zeitlebens so. Ihr Selbstgefühl hängt immer noch davon ab, ob andere nett zu ihnen sind, davon, was die anderen über sie sagen; der normale Mensch kann später seinen „Wert" selbst erkennen an dem Grade, in dem er seine Ideale erfüllt.) Das Kind braucht also notwendig Liebe von außen. Wird der Empfang dieser Liebe nun an die Bedingung geknüpft, daß das Kind andere Triebe unterdrückt, z. B. sich nicht mehr schmutzig macht, dann ist künstlich ein Konflikt gesetzt zwischen Selbsterhaltungstrieb und Schmutzlust. Die spezielle Art des Selbsterhaltungsverlangens ist hier das Verlangen nach Liebeszufuhr. Liebe zum Objekt und zum Schmutz liegen jetzt in Konkurrenz. Tatsächlich sehen wir, wie das Kind auf seinen bisherigen Trieb nur solchen Objekten gegenüber verzichtet, die es „lieb hat". Dieser Verzicht ist ein Opfer um eines anderen größeren Triebgewinnes willen, oder um der Vermeidung einer damit verbundenen Gefahr willen. Das ist überhaupt die Psychologie des Opfers. Das Opfer ist ein „kleineres Übel". Die Erziehung hat also überhaupt nur folgende Mittel zur Verfügung, die im Prinzip ein einziges Mittel sind:

1. direkte Drohung,
2. Mobilisierung der Angst vor Liebesverlust,
3. die Prämie einer besonderen Liebeszuwendung im Falle des Triebverzichts.

Das dritte Mittel muß das späteste sein. Es kann erst nach erfolgter Mobilisierung der Angst vor dem Liebesverlust wirksam werden.

Nun wird man einwenden: Was auf solche Weise entstehen kann, ist ja doch immer nur Dressur, nicht das, was wir wirklich anstreben, nicht Moral; Bravheit, nicht um der Bravheit willen, sondern nur aus Rücksicht auf die Willkür der Erwachsenen. Muß ein so erzogenes Kind nicht zum Lügner werden, das auf das, was es will, sagt, es wolle es nicht, damit die Eltern es lieb haben? Kann so die Moral beginnen? Ja, sie beginnt immer so. Kinder haben dann auch zweierlei Moral, eine, die gilt, wenn Erwachsene ihnen zusehen, und eine, wenn sie nicht gesehen werden. Erst eine weitere dialektische Entwicklung macht den erst durch Liebesverlust oder direkte äußere Angst erforderten Triebverzicht zu einer inneren Forderung. Das geht im Schema folgendermaßen vor sich:

Das Kind liebt gewisse erwachsene Personen seiner Umgebung, und zwar mit voller, d. h. sexueller Liebe. Die Erwachsenen verbieten ihm aber die Befriedigung dieses sexuellen Verlangens. Das Kind ist unbefriedigt und muß sich einen Befriedigungsersatz suchen. In ihren Wünschen enttäuschte Menschen antworten immer mit einer Flucht in die Vergangenheit, mit einem Hervorholen früherer, schon überwun-

dener Mechanismen, die seinerzeit mehr Befriedigung gewährten. Auch das enttäuschte Kind greift einen uralten Mechanismus wieder auf. Die allerälteste Form der Liebe, wenn man so etwas überhaupt Liebe nennen kann, die vor der eigentlichen sexuellen da war, hatte zum Ziel, das Objekt sich ganz einzuverleiben und ihm ähnlich zu werden, es sozusagen aufzufressen, um es immer bei sich zu haben. So auch nimmt das Kind, wenn die Eltern seine sexuellen Wünsche verbieten, diese Eltern in sich auf, und ein Teil seines Ichs, das durch diese Aufnahme verändert wurde, redet nun in seinem eigenen Innern so, wie die Eltern früher geredet haben. So kommt es dazu, daß die Energien, mit denen der ursprüngliche Trieb ausgestattet war, dann dazu dienen, die Vorgänge zu verinnerlichen und ihre Kraft statt der Triebbefriedigung der Triebunterdrückung zu leihen. So können Triebunterdrückungen entstehen, die selbst den Charakter eines Triebes haben, wie die asketische Leidenschaft mancher Asketen. Ein bißchen Asket sind sehr viele Leute. Sie unterdrücken dann Triebe nicht im Sinne einer die Realität beurteilenden Vernunft, sondern starr, triebhaft, blindlings — und beim gesunden Menschen müßte ein Teil solcher Triebregulierung mittels eines „Über-Ichs" später wieder durch eine mittels eines vernünftigen Ichs ersetzt werden.

Wir ahnen schon, wo die Gefahren der Erziehung stecken, und werden uns gleich überlegen, daß und warum diese Gefahren durch die speziell heute gesellschaftlich erzwungenen Erziehungsformen so sehr erhöht werden. Das Realitätsprinzip sagte: „Gib nicht einfach deinen Trieben nach, denn oft sind Triebhandlungen, z. B. Ins-Feuer-fassen, gefährlich." Die Gefahr besteht nun darin, daß durch die Erziehung *alle* oder wenigstens *zu viele* Triebhandlungen dem Kinde als Gefahr dargestellt werden, so daß es in einem Umfange zu Triebunterdrückung gezwungen wird, den es nicht ohne schwere Schädigung ertragen kann. Denn die unterdrückten Triebe existieren im Unbewußten weiter und das hat zweierlei Folgen: erstens, daß sie in unerwünschten Formen — als neurotische Symptome oder Charakterverdrehungen — doch herauskommen, zweitens, daß Energie auf den Unterdrückungskampf verausgabt wird, so daß weniger für andere Lebenszwecke übrigbleibt.

Eine physiologische Eigenschaft der Kinder erhöht diese Gefahr. Wenn einmal das Kind überhaupt Verbote gehört hat, dann neigt es dazu, die Gefahren, die ihm drohen, maßlos zu übertreiben. Das kommt daher, daß der Mensch die Neigung hat, für gefährlich gehaltene Triebe nach außen zu projizieren, seine eigenen Eigenschaften auch bei anderen Menschen vorauszusetzen. Wenn es phantasiert, seine Umgebung aufzufressen, und *überhaupt* auf Versagungen stößt —

so phantasiert es, es könnte von den Eltern aufgefressen werden[3]). Es ist dann nicht nur gegen sich so streng, wie die Eltern zu ihm streng gewesen sind, sondern es wütet auch gegen sich selbst, wie es ursprünglich gegen seine Eltern hatte wüten wollen. Die Erzeugung solcher Ängste ist aber ein zweischneidiges Schwert für den Erzieher. Es kann sein, daß der äußere Erfolg eintritt: der Trieb ist weg; das Kind aber verarmt an Interessen und irgendwie kommt der verdrängte Trieb aus der Verdrängung wieder.

Wo also ist die Grenze zwischen Notwendigem und Schädlichem? Wie weit muß man die Auffassung „Trieb ist Gefahr" setzen, um das Kind dazu zu bringen, Spannungen zu ertragen, gesellschaftsfähig zu werden?[4])

Wie und warum macht die heutige Erziehung an Triebunterdrückung anderes und mehr als dieses Notwendige? Man muß das Kind sich nicht tatsächlich verbrennen lassen, sondern kann den Schmerz der Verbrennung durch Warnung oder Drohung in kleinem Maße vorwegnehmen. Man muß das Kind Rücksicht auf die Interessen anderer lehren, insofern diese Rücksichtnahme auch objektiv die Vorbedingung der vom Kinde ersehnten Liebeszufuhr ist; solche Rücksicht wird es im Leben überall nehmen müssen, da ja „gesellschaftliches Sein" überhaupt darin besteht, nicht im Augenblick allen Impulsen nachzugeben. Sicher ist aber, daß gelegentliche Befriedigung den Verzicht auf fortwährende Befriedigung erleichtert, volle Unterdrückung aber nur dazu führt, daß alle Handlungen durch die aus der Verdrängung wiederkehrenden Triebimpulse gestört werden.

Sind die sexuellen Triebhandlungen (abgesehen davon, daß sie, ungeregelt, auf die Bedürfnisse des Partners zu wenig Rücksicht nehmen könnten) eine Gefahr? Von den so viel besprochenen Onanieschäden wissen wir heute, daß sie Folge der Onanieangst sind, nicht aber begründete Ursache derselben. Man pflegt zu sagen: Gerade der Psychoanalytiker sehe doch immer wieder den Menschen als Triebwesen. Er könne ermessen, wie sehr die „Bestie" im Menschen noch lebe, wie sehr der Mensch nur mehr morden und koitieren wollte, lernte er nicht, sich zu beherrschen. Demgegenüber aber sagt die Erfahrung, daß unbe-

[3]) Die durch die Triebstruktur der Kinder bedingte Phantastik solcher frühen Ängste modifiziert das früher gezeichnete Schema der Moralentstehung.

[4]) Daß es die physiologische Hilflosigkeit des menschlichen Säuglings ist, die die biologische Voraussetzung der Auffassung „Triebe sind Gefahr" bildet, tut hier nichts zur Sache. Diese Hilflosigkeit hat zur Folge, daß das Kind nicht immer, wenn es Triebbedürfnisse empfindet, diese sofort stillen kann. Es gerät dann in „traumatische Situationen", und die Erinnerung an diese ist die Voraussetzung der späteren Idee „Triebe sind Gefahr". Aber erst die Erziehungsverbote lassen diese Idee wirklich werden.

friedigte Triebe viel unbeherrschbarer und gefährlicher sind als gelegentlich befriedigte. Beim Erwachsenen ist es sicher so: Sexualtriebe sind periodische Ereignisse, die nach der Befriedigung abflauen, um erst nach einiger Zeit wieder allmählich anzuwachsen. Schon deshalb würde ein Erwachsener, der keine Sexualunterdrückung kennt, nicht immer nur Geschlechtsverkehr ausüben wollen, sondern er würde es eben nur periodisch wollen und im Intervall befriedigt sein. Es kann eine ökonomische Triebregelung mit Hilfe der physiologischen Abfuhr der Trieberregung im Orgasmus geben (Reich, „Sexualökonomie"). Man kann gewiß nicht behaupten, daß, gelänge solche Regelung, Sadismus und Grausamkeit aufhörten. Aber man kann sicher sagen, daß sie geringer würden, da die Analyse sie so oft als Folge der Triebunterdrückung nachweist. Auch die „asoziale" Gefährlichkeit, mit der dem heutigen Kliniker die Sexualität ausgezeichnet erscheint, erweist sich als Folge vorausgegangener Sexualunterdrückung. Und wie ist das beim Kind? Wir wissen es nicht genau. Wir müssen zugeben, daß die „orgastische Funktion", die die adäquate Abfuhr der Triebspannung besorgt, der infantilen Sexualität nicht in dem Maße zukommt, wie nach Erreichung des Genitalprimats. Dennoch glauben wir, daß im Prinzip dasselbe für das Kind gilt, daß gelegentlich befriedigte Triebe im Intervall beherrschbarer sind als unterdrückte, die sich für diese Unterdrückung rächen. — Die infantile Sexualität gilt vielfach als besonders gefährlich; man fürchtet, ein Kind, das seine Sexualität nicht unterdrückte, werde kulturell unbrauchbar werden, da es alle seine Libido auf dem ursprünglichen sexuellen Gebiet belassen wollen, und deshalb nichts mehr zur Sublimierung übrig haben werde. Aber diese Auffassung ist keinesweg bewiesen. Zwar werden die Sublimierungen tatsächlich mit sexueller Energie geleistet (aber im wesentlichen mit prägenitaler und nicht mit genitaler), aber die willkürliche Unterdrückung der Sexualität führt die Energie nicht den Sublimierungen zu, sondern führt zu Verdrängungen, d. h. bewirkt, daß die unbefriedigten sexuellen Triebe im Unbewußten unverändert fortbestehen und von dort aus die angestrebte „sublimierte" Tätigkeit stören.

Wenn man daran denkt, daß die Wissenschaft vor Freud von der Existenz der infantilen Sexualität überhaupt nichts wußte, so erhält man angesichts der Universalität infantil-sexueller Phänomene Respekt vor der Intensität des Wunsches der Menschen, die infantile Sexualität möge nicht existieren. Wie stark ist hier die Verdrängungsneigung der Erwachsenen! Diese Überlegung allein sollte dazu führen, gegenüber den Behauptungen von der Gefährlichkeit der infantilen Sexualität in bezug auf die Erziehbarkeit sexuell sich betätigender

Kinder vorsichtig zu sein. Eine solche Auffassung könnte tendenziös sein. Allerdings eröffnet eine solche Überlegung auch ein neues ungeheuerliches und nicht von der Psychologie allein zu lösendes Problemgebiet: Woher kommt die Verdrängungsneigung der Menschheit der infantilen Sexualität gegenüber? Woher stammt der Aberglaube an ihre Gefährlichkeit, woher diese zu viel triebunterdrückende Erziehung? Sie erscheint „notwendig", weil sie „der Moral" entspricht. Wir kämen damit zur Frage der Genealogie der Moral, die man ebenso ketzerisch angehen müßte, wie Nietzsche sie angegangen ist. Dieser sah aber nur den Willen zur Macht, individuell, anarchistisch. Wir müssen die Moral statt dessen als reale Erscheinung in einer realen Gesellschaft sehen. Wir müssen feststellen, daß die Moral in verschiedenen Gesellschaften verschieden ist, Produkt der jeweiligen gesellschaftlichen Situation, und daß sie aus dieser heraus in ihrer Genese und in ihrer Funktion kritisch zu analysieren ist. Eine gewisse Triebunterdrückung wird in jeder Gesellschaft nötig sein. Das kann uns nicht hindern, die heutigen Erscheinungen in ihrer heutigen Spezifität zu untersuchen. Und da sehen wir, daß das Hauptproblem der heutigen Gesellschaft darin besteht: die meisten Menschen können sich nicht befriedigen, obwohl die Mittel, die sie zu ihrer Befriedigung brauchten, vorhanden sind. Warum holen sie sich sie nicht? Nicht die „Psychologie des Diebes", die in manchen Büchern über „Psychologie und Kriminologie" eine große Frage darstellt, ist das Problem, sondern: warum stehlen soundsoviele Menschen nicht? Sie tun es zunächst nicht, weil sie durch reale Gewalt daran verhindert werden. Sie tun es ferner nicht, weil die gesellschaftliche Realität ihren zur Befriedigung drängenden Trieben eine ebenso starke intrapsychische Macht entgegenstellt, Angst vor der gesellschaftlichen Institution Strafjustiz. Aber die „Moral" setzt außerdem auch innere Ängste vor der eigenen Triebbefriedigung, die über den Bereich derartiger äußerer Ängste hinausgehen. Man holt sich die Mittel, deren man zu seiner Befriedigung bedürfte, nicht, weil man das „nicht darf". Zwang, triebmäßig und unvernünftig verankerte Antitriebe braucht diese Gesellschaft zu ihrer Erhaltung. Sie reproduziert ihre Ideale über Familie, Schule, Autorität — die alle durch Verbote gekennzeichnet sind — und dadurch, daß sie Verbote zu Idealen machen und Gehorsam dem „Vater" gegenüber zur höchsten Tugend.

Das freilich kann hier nicht näher ausgeführt werden. Hier beginnt eine ganze neue Wissenschaft: die kritische Soziologie der Erziehung. Ich hoffe aber, daß Sie nun verstehen werden, daß ich sagte: Wenn wir in der Psychoanalyse naturwissenschaftliche Psychologie machen,

so können wir nur die psychischen Eigenheiten der Kinder und die Mechanismen der pädagogischen Beeinflussung studieren. Was man dann mit diesen Erkenntnissen macht, wird sehr verschieden sein, je nach den Zielen, die man sich setzt, je nachdem, ob man diese Gesellschaft für erhaltungs- oder vernichtungswert findet. Daß das für den einzelnen heutigen Lehrer nicht sehr angenehm ist, — daran bin ich unschuldig.

Mitteilungsdrang und Geständniszwang

Von Dorothy Tiffany Burlingham, Wien

Auszug aus einem in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 20. Dezember 1933 gehaltenen Vortrag, der in Imago (XX. Jg. Heft 2) vollständig abgedruckt wurde. Aus dem Englischen übersetzt von Anna Freud.

„Der Drang des Menschen, anderen mitzuteilen, was in seinem eigenen Inneren vorgeht, hat von jeher die Aufmerksamkeit und das Interesse der Psychoanalyse auf sich gezogen. Wir können das Vorhandensein dieses Mitteilungsdranges bis in das früheste Säuglingsalter hinein verfolgen. Der Säugling zeigt der Außenwelt sein Verlangen nach Nahrung, Wärme und Behagen durch Schreien und Weinen an; das Kleinkind ist bereits imstande, die gleichen Bedürfnisse mit Hilfe von Worten mitzuteilen. Die so geäußerten Wünsche des Kindes beschränken sich aber nicht nur auf das zur Lebenshaltung Notwendige, sondern schließen auch das Geliebtwerden ein, mit allen Lustgefühlen, die das Kind daraus zieht. Eine solche Mitteilung des Bedürfnisses nach Liebe hätte dann im extremen Fall die Form einer Liebeserklärung.

Diese einfache Situation verändert sich, wenn unter dem Einfluß der erziehenden Mächte eine Trennung der Bedürfnisse in erlaubte und unerlaubte vorgenommen wird. Von da an teilt das Kind nur mehr die erlaubten Wünsche mit, die unerlaubten werden von der Mitteilung ausgeschlossen und vor den Eltern verborgen, weil sonst die Gefahr des Liebesverlustes drohen würde. Die Erfahrung zeigt aber, daß die Mitteilung der verbotenen Bedürfnisse auch dann noch vorkommt. Das Kind verrät sich, sagt mehr oder anderes, als es beabsichtigt. Es macht Fehlhandlungen oder bildet Symptome und bringt damit, wie unter einem Zwang, gerade die von den Eltern verpönten und von ihm selbst jetzt schon als böse beurteilten Wünsche zu einer entstellten Äußerung, die man am besten als unfreiwilliges Geständnis bezeichnen könnte."

Mit dem freiwilligen Geständnis sucht das Kind die Verzeihung der Eltern und die Beruhigung seines schlechten Gewissens. „Es sucht die Versicherung, daß es trotz seiner bösen Wunschregungen von den Eltern weiter geliebt wird..." Im unfreiwilligen Geständnis wird der Mitteilungsdrang zum Selbstverrat. Nach der Auffassung Reiks steht der Selbstverrat im Dienste des Geständniszwanges und dieser wieder im Dienste des „Strafbedürfnisses". Die Strafen tilgen die Schuldgefühle, welche die Sünden hinterlassen hatten.

„Die analytische Einsicht läßt uns also bisher drei verschiedene Arten der Mitteilung erkennen: Erstens die simple Mitteilung des kindlichen Bedürfnisses nach Lebenserhaltung und Geliebtwerden; zweitens das freiwillige Geständnis der verbotenen Wünsche, um die Verzeihung der Eltern zu erlangen; und

drittens den Geständniszwang, der die gleichen verbotenen Triebwünsche betrifft, aber unter dem Druck des Schuldgefühles auf Strafe und damit auf Gewissenserleichterung abzielt."

Dieses Wechselspiel von Verbot, Schuldgefühl und Strafwunsch erklärt aber noch nicht die Triebstärke, welche dem Mitteilungsdrang des Kindes innezuwohnen scheint. Dieses Element des Mitteilungsdranges untersucht nun Verf. in ihrer Arbeit.

„Die Mitteilungen des Kindes beginnen also, wie wir gehört haben, im Säuglingsalter mit dem ersten Hungerschrei und dem Weinen, das jede Störung seines körperlichen Behagens anzeigen soll, wie auch das Ausbleiben von Lusterlebnissen, an die es sich gewöhnt hat. Das Greifen mit den Händen nach begehrten Objekten und das Enttäuschungsgeschrei, wenn ein solches Ding sich entzieht oder sich als unerreichbar erweist, ist der nächste Fortschritt in der Äußerung. Dem Kind gelingt es jetzt schon weitgehend, seine Wünsche dem Erwachsenen verständlich zu machen, von dem dann ihre Versagung oder Befriedigung abhängig ist.

Die nächsten Erwerbungen des Kleinkindes, das Kriechen und der Beginn des Gehenlernens, sichern ihm eine gewisse Unabhängigkeit vom Erwachsenen. Es ist jetzt imstande, manches Begehrte selbst zu erreichen, es fängt an, seine Aufmerksamkeit auf alle möglichen Gegenstände zu richten, es schaut, tastet, untersucht und erweitert ständig den Umfang seiner Aktivität. Die Interessen des Kleinkindes wechseln natürlich mit seiner persönlichen Eigenart, vor allem mit der Phase der Entwicklung, in der es sich befindet; sie umfassen das Spiel mit Wasser, mit allem Schmutzigen, das Interesse für den eigenen Körper, für Urinieren und Defäzieren, für das Spiel an den Genitalien und alle üblichen Ersatzhandlungen. Das Interesse, das das zweijährige Kind an der Umwelt nimmt, ist bereits so ausgebreitet, daß man es nicht mehr im einzelnen aufzählen kann. Der gemeinsame Zug bei allen seinen Betätigungen aber ist die Spannung und völlige Hingabe, mit der es jede einzelne neuentdeckte Aktion verfolgt und durchführt. Man kann sich von diesen Phänomenen in jedem öffentlichen Park leicht überzeugen. Kleine Kinder, um die sich die Pflegeperson im Augenblick nicht kümmert, spielen ganz alleine mit irgendetwas und sind in diese Tätigkeit so ausschließlich vertieft, daß die ganze Außenwelt mit Ausnahme dieses einen faszinierenden Mittelpunktes für sie versunken ist. Bei näherem Hinsehen wird sich die Attraktion als ein Stück Straßenabfall, etwas Sand, Wasser, Hundekot oder Vogelexkremente herausstellen. Am Straßenrand trifft man manchmal ein kleines Kind, das sich ganz ungeniert fast unter einem Pferd niederkauert, um mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die körperlichen Verhältnisse des großen Tieres zu studieren.

Vergessen wir aber nicht, daß diese unabhängige Lustsache eine neue Situation für das Kleinkind ist. Der Säugling war ja noch von seinen Pflegepersonen vollkommen abhängig. Seine erste Reaktion auf Lust und Unlust war die schnelle und möglichst vollständige Mitteilung dieser angenehmen oder unangenehmen Gefühle. Die Erfahrungen der ersten Lebensmonate hatten das Kind gelehrt, daß es nicht schwer war, bei der Pflegeperson ein

Mitreagieren oder doch eine irgendwie adäquate Antwort auf das mitgeteilte Gefühl hervorzurufen. In dem Kleinkind entsteht jetzt unter dem Einfluß der noch fortdauernden Abhängigkeit der Wunsch, auch die selbständig gefundenen, neuen Interessen mit der geliebten Person zu teilen. Das Kind benützt seine ersten Sprechkenntnisse oft dazu, um einen Erwachsenen auf irgendeinen interessanten Fund aufmerksam zu machen. Seine freudige Aufregung über die Entdeckung ist so groß, daß es sie nicht für sich behalten kann. Es möchte sie mitteilen, und hat auch vorläufig noch keinen Grund, der es von einer solchen Mitteilung abhalten könnte. So kann seine Erregung sich in einem plötzlichen, die Umwelt überraschenden Satz Luft machen.

„Hühnertot (kot) unter Bank", war der erste Satz eines kleinen eineinhalbjährigen Mädchens, das auf einem Sommeraufenthalt von allen überraschenden Neuigkeiten des Landlebens offenbar zuerst die reichlich vorhandenen Hühnerexkremente bemerkt hatte.

Eine Mutter berichtet von ihrem zweijährigen Jungen, daß er seine erste selbständige Beobachtung auch in seine erste Wortverbindung gefaßt hat. Er macht sie mit dem größten Interesse im Garten auf den Kot ihres Hundes aufmerksam und benennt ihn: „Luxels Kaki".

Das gleiche Erlebnis habe ich mit einem Vierjährigen. Er ruft mich, zeigt auf ein Häufchen Abfall, das in der Zimmerecke liegt und sagt: „Schau dir das A-a an, das ist Karls A-a." Karl ist ein viel größerer, von ihm sicher sehr bewunderter Junge.

Ein zweijähriges Mädchen wohnt im Sommeraufenthalt in einem Bauernhaus, wo das Klosett für alle Hausbewohner nur vom Garten aus zugänglich ist. Sie verbringt einen großen Teil ihres Tages vor dieser Türe, beobachtet aufmerksam jeden, der hineingeht, um den Herauskommenden dann mit großer Anteilnahme zu fragen: „Groß? Klein?"

Alle diese bisher angeführten Beispiele beziehen sich auf das uns wohlbekannte Interesse des Kindes für seine eigenen oder fremden Exkremente, das der analen Phase der prägenitalen Entwicklung zugehört. Das Auffallende an diesen Beispielen ist aber, daß sie auch zeigen, daß das Kind sich nicht damit begnügt, dieses Interesse alleine zu verfolgen, sondern nach jemandem sucht, mit dem es die darauf bezogene Lust t e i l e n könnte. Dieses Bemühen bezieht sich aber durchaus nicht nur auf die analen Interessen. Erinnern wir uns an einen Bericht des Vaters aus der Analyse des „Kleinen Hans" (Ges. Schr. Bd. VIII, Seite 145). „Etwa am 5. Jänner kam er früh zur Mama ins Bett und sagte bei diesem Anlasse: ‚Weißt du, was Tante M. gesagt hat: „Er hat aber ein liebes Pischl".' (Tante M. hatte vor 4 Wochen bei uns gewohnt; sie sah einmal zu, wie meine Frau den Knaben badete, und sagte obiges tatsächlich leise zu meiner Frau. Hans hat es gehört und suchte es zu verwerten.)"

Eine analytische Patientin erzählt mir von einem ständigen Konflikt, den sie in ihrer Kindheit mit ihrer Mutter hatte. Die Mutter verlangte, daß sie vor dem Schlafengehen den Nachttopf benützte, und sie behauptete, zu dieser Zeit nicht urinieren zu können. Sie erinnert sich an eine solche Szene, bei der sie plötzlich ihrer Mutter zurief: „Mutter, ich habe etwas herausgefunden! Wenn ich mich da unten kitzle, dann kommt es." Die Patientin erinnert sich

weiter, wie stolz sie auf diese Entdeckung war und wie groß sie sich die Freude der Mutter darüber vorgestellt hatte. Die neue Kunst sollte ja das langweilige Warten auf ihr Urinieren endlich beseitigen. Die heftige Ablehnung und der Verweis der Mutter waren ihr völlig unverständlich.

Es scheint nicht, daß diese Mitteilung des kleinen Mädchens damals irgend etwas mit Schuldgefühl zu tun gehabt hatte. Die Entdeckung der Masturbation mit ihren Lustgefühlen war für sie ein großes Erlebnis, es schien nur selbstverständlich und natürlich, auch die Mutter daran teilnehmen zu lassen.

Auch hier wieder ist das Interesse an der Masturbation in der Kindheit, das die Erinnerung der Patientin heraufbringt, nichts Neues. Das Element, das das Beispiel erwähnenswert macht, ist nur der Versuch des Kindes, die Mutter zur Teilnahme an der neu gefundenen Lust heranzuziehen.

Ein kleiner Junge ruft mich zu seinem Aquarium. „Schau die Fische an, wie sie übereinander schwimmen", und jedesmal, wenn die Fische sich im Schwimmen decken, ruft er wieder „S c h a u doch!" als ob das etwas ganz Besonderes wäre. Er macht mich offenbar auf etwas ganz besonders Interessantes aufmerksam, das für ihn, wahrscheinlich in Anlehnung an eine beobachtete sexuelle Szene, ganz spezielle Bedeutung hat. Von Scheu oder Ängstlichkeit oder irgendeinem Gedanken, daß das Gezeigte vielleicht mein Mißfallen erregen könnte, ist dabei an ihm gar nichts zu bemerken.

Der Wunsch des Kindes, Erlebnisse und Entdeckungen mitzuteilen, setzt sich aber auch über die allerersten Kinderjahre hinaus fort. Eine Mutter erzählt von ihrer sechsjährigen Tochter, die vom Garten über die Treppen hinauf in ihr Zimmer gestürzt kam, die Türe aufriß und atemlos und in höchster Aufregung ausrief: „Mutter, Mutter, komm schnell, Bubi (der Hund) heiratet eben im Garten, komm, komm!" Damit drehte sie sich um, stürzte aus dem Zimmer, die Treppen hinunter und zurück in den Garten, von wo sie gekommen war. Das Auffällige an diesem Beispiel ist, daß der Drang des kleinen Mädchens zur Mitteilung stärker war als ihre Neugierde. Daß sie imstande war, das vielleicht aufregendste Schauspiel ihres Lebens im Stich zu lassen, daß ihr in diesem Augenblick die Mutter einfiel, und daß der Gedanke an die Mutter zwingend genug war, um sie von dem Schauplatz fort zu ihr zu treiben, ist der beste Beweis für die Triebstärke, von der ihr Mitteilungsdrang getragen war.

Der Mitteilungsdrang für sexuelle Erlebnisse, der Wunsch, die Mutter oder Pflegeperson am Lusterlebnis zu beteiligen, ist also das allen diesen Beispielen Gemeinsame. Das Kind bedient sich zuerst der einfachsten Mittel, es lädt den Erwachsenen ein zu schauen und faßt das Erlebnis in Worte, so weit sein Sprachschatz das erlaubt. Seine unermüdlichen Bemühungen gehen offenbar dahin, den einsamen Lustgenuß in ein E r l e b n i s z u z w e i t zu verwandeln. Das Kind befindet sich auf der Suche nach einem Partner. Die Überlegung zeigt, daß es sich damit nur um die Wiederherstellung eines früheren Zustandes bemüht. Es hat ja die ersten sexuellen Reizungen bei der Körperpflege von der Mutter empfangen, hat sie lustvoll erlebt und möchte sie wiederholen. Wenn das Kind in seiner neugewonnenen Selbständigkeit neue Lustquellen entdeckt, wendet es sich wie selbstverständlich zu seinem Partner der frühe-

ren Zeit. Es lädt die Mutter ein: „Komm, laß uns dieses neue Vergnügen gemeinsam genießen, wie wir die frühere Lust gemeinsam genossen haben.“ Die ersten oben geschilderten, harmlos offenen und direkten sexuellen Mitteilungen des Kindes sind die Form, in der es dieser Einladung zur Mittäterschaft Ausdruck verleiht.

Dieser ideale Urzustand ist aber nicht von langer Dauer; der natürliche Mitteilungsdrang des Kleinkindes kommt nur zu bald mit den Anforderungen der Erziehung in Konflikt. Wenn das Kind mit der Mitteilung aufregender Entdeckungen zum Erwachsenen gestürzt kommt, begegnet es nicht Mitgefühl und Interesse sondern Tadel. Es lernt, daß man solche Dinge nicht zu bemerken und gewiß nicht darüber zu sprechen hat. Das Kind ist gekränkt, daß seine interessanten Mitteilungen so wenig gewürdigt werden, und zieht sich vom Erwachsenen zurück, um seine neuen Betätigungen allein weiter zu verfolgen. Es gibt die kritisierten Interessen, wie z. B. die analen Vergnügungen, deshalb noch lange nicht auf, behält manches davon sogar noch bis in die eigene Erwachsenheit hinein, es lernt nur, sie vor den Blicken der Kritisierenden zu verbergen. Aber es fügt sich äußerlich und setzt erst einmal alles daran, sich die gute Meinung und Liebe der Eltern zu erhalten.

Mit diesem Aufhören der sexuellen Mitteilungen beginnt aber die ganze Heimlichkeit des Kindes. Der Erwachsene betritt das Kinderzimmer und das Kind läßt eilig irgend etwas aus der Hand fallen, womit es beschäftigt war, oder fängt an, intensiv mit irgend etwas anderem zu spielen. Man steht vor der Tür des Kinderzimmers, innen ist es mäuschenstill. Kaum aber hat der Erwachsene die Türe geöffnet, ist das Kind in fieberhafter Tätigkeit, die verbergen soll, daß es eben irgendeine stille Heimlichkeit unterbrochen hat. Der Erwachsene fühlt, daß er der Störenfried einer lustvollen Beschäftigung gewesen ist.

Aber auch diese Verschlossenheit und Heimlichkeit des Kindes ist eine zu neue Erwerbung, sie gelingt noch nicht vollständig. Der Erwachsene fühlt die Unruhe des Kindes. Es möchte seine Geheimnisse für sich behalten, aber irgendein Zwang ist da, der trotz dieses Wunsches noch zur Mitteilung drängt. Das Kind kann sich von seinen wirklichen Interessen nicht losreißen. Es muß über sie reden, muß wenigstens Andeutungen machen. Nur der alte direkte Weg der Mitteilung ist nicht mehr brauchbar; es muß seine Interessen verleugnen, wenn es die Eltern nicht böse machen und sich der Gefahr von Strafe und Liebesverlust aussetzen will.

Kleine Kinder haben zum Beispiel eine besondere Vorliebe für das sogenannte Unsinnreden. Das heißt, sie plappern irgendein unverständliches Kauderwelsch, das so klingen soll, als wäre es eine fremde Sprache. Man meint, daß sie damit vielleicht die Erwachsenen nachahmen, sich an Wortklängen freuen, die noch keine Bedeutung für sie haben, daß sie vielleicht auch nur Lust beim Gebrauch und Klang der eigenen Stimme empfinden. Hört man aber diesem „Unsinn“ genauer zu, so fängt man manchmal einen wirklichen Sinn auf und versteht plötzlich, was das Kind einem sagen möchte. Ich erinnere mich an ein solches Vorkommnis mit einem vierjährigen Mädchen. Ich führe das Kind bei einem Spaziergang an der Hand, bin mit meinen

eigenen Gedanken beschäftigt, während die Kleine neben mir mit lauter Stimme singt. Ich achte zuerst nicht auf ihren Unsinn, der Gesang wird aber immer lauter, schriller, eindringlicher, bis ich schließlich gezwungen bin hinzuhören. Ich merke, daß sie einen und denselben Satz immer wieder in ihrem Lied variiert: „Mich kitzelt mein Schwanz, mich kitzelt mein Schwanz." Es war ihr offenbar sehr daran gelegen, mir diese Tatsache über ihren Körper mitzuteilen.

Vergleichen wir diese Geschichte mit dem Beispiel der Patientin, die beim Urinieren zur Mutter sagt: „Wenn ich mich da unten kitzle, kommt es." Beide Kinder machen dieselbe Mitteilung, sie beschreiben das neuentdeckte Lustgefühl bei der Masturbation. Während aber die erstgenannte Patientin der Mutter ihr Erlebnis noch naiv und vertrauensvoll mitteilt, bedient das kleine Mädchen, mit dem ich gehe, sich schon einer indirekten Ausdrucksform. Sie hat schon unangenehme Erfahrungen gemacht und weiß, daß ihre Mutter die Masturbation verbietet. Vielleicht weiß sie nicht einmal, was sie singt, denn sie berauscht sich so an Melodie und Rhythmus, daß die Textworte daneben für sie wahrscheinlich die Bedeutung verlieren. Der Mitteilungsdrang, der Wunsch, mich zur Mitfreude und Mittäterschaft aufzufordern und zu verführen, ist derselbe wie im ersten Beispiel, nur die Form ist den Forderungen der Mutter, also dem äußeren Anstand zuliebe durch das Singen verhüllt und verändert.

Dasselbe vierjährige Mädchen sagt: „Einmal habe ich mir die Nagelbürste in die Nase gesteckt. Wird meine Nase einmal ganz groß werden?" Auch hier macht sie eine Mitteilung über ihre Masturbation; man könnte auch glauben, daß sich Schuldgefühl und Angst vor bösen körperlichen Folgen bei ihr melden. Das ist aber noch nicht alles, was sie mitteilt. Sie verrät auch, daß sie etwas vom männlichen Glied weiß und vom Loch, in das es verschwinden kann, und spricht die Hoffnung aus, selbst einmal so ein Glied zu besitzen. In diesem Sinn enthält ihre Mitteilung eine Einladung und einen Verführungsversuch an die Adresse der Mutter, allerdings in einer von Schuldgefühl und Strafangst entstellten Form. Es ist auch interessant zu beobachten, daß Eltern auf solche Mitteilungen des Kindes mit einer unverhältnismäßig großen Gefühlsabwehr und Abwendung reagieren. Man könnte glauben, daß sie mit ihrem Unbewußten die unbewußte Absicht des Kindes, seinen Verführungsversuch empfinden.

Auch die Fragelust des Kindes kann in den Dienst des indirekten Mitteilungsdranges gestellt werden. Wir wissen, das Kind fragt aus unbefriedigter Sexualneugierde. Aber auch diese Erklärung deckt den Sachverhalt nicht immer vollkommen. Das Kind fragt und fragt, seine Fragen überstürzen sich förmlich, aber es übersieht die Antworten, als ob es nichts mit ihnen zu tun hätte. Verfolgen wir die Fragen, ohne sie zu beantworten, wie Assoziationen, so sehen wir, daß sie zu einem ihm lebenswichtigen Thema hinführen. Das Kind möchte etwas mitteilen, möchte, daß wir erraten, was es zu sagen hat, wagt aber nicht, es auf direktem Wege zu tun. Manchmal wird es eine Frage stellen, sie aber, ehe man ihm Antwort geben kann, eilig selbst beantworten. Es verlangt keine Antwort. Es will sagen: „Ach, ich weiß das ja alles. Ich

will dir nur mit meinen Fragen etwas erzählen, aber ich habe Angst, was du dazu sagen wirst." Trotz dieser Angst gehen die Fragen weiter, es gelingt dem Mitteilungsdrang sich durchzusetzen und das wichtige Thema zur Äußerung zu bringen. Diese Art der Fragesucht ist also wie das Unsinnreden nur eine der indirekten Methoden des sexuellen Mitteilungsdranges.

Wir sehen aus dem Bisherigen, wie der Mitteilungsdrang des Kindes in seinen beiden Formen, der direkten wie der indirekten Äußerung, zur Erfolglosigkeit verurteilt ist. Das Kind wird von den Eltern abgewiesen, sie wollen seine sexuellen Vergnügungen nicht mit ihm teilen. Es zieht sich daraufhin in sich selbst zurück und verfolgt seine Lust in der Einsamkeit. Aber es tut noch mehr. Es zieht nicht nur seine Einladung zur Partnerschaft vom Erwachsenen zurück, es wendet damit auch ein Stück seiner Libido von ihm ab. Es ist, als ob es sagen würde: „Wenn du nichts Schönes mit mir teilen willst, will ich auch nichts mit dir zu tun haben." In dieser Periode werden die Mütter anfangen, über die Unzugänglichkeit ihrer Kinder zu klagen. Es gelingt ihnen nicht, von den Kindern Antwort auf Fragen zu bekommen, die Kinder sind merkwürdig uninteressiert für alles, was bis dahin im Mittelpunkt ihres Interesses gestanden hatte. Eine Mutter versucht zum Beispiel, ihr Kind über die Herkunft der Kinder aufzuklären, und gibt sich alle Mühe, es gut zu machen. Aber sie trifft beim Kind auf eine solche Mauer von Gleichgültigkeit, daß sie stecken bleibt. Oder sie fragt das Kind: „Soll ich dir erzählen, woher die Kinder kommen?" und bekommt die prompte Antwort: „Ach nein, das interessiert mich ja gar nicht." Die Mutter merkt sehr gut, daß das Kind unaufrichtig ist. Es benimmt sich im Grunde wie ein abgewiesener Liebhaber, der mit dem Objekt seiner Liebe und Enttäuschung nichts mehr zu tun haben will. Zum Erstaunen und zur Enttäuschung der Eltern wieder hält diese Einstellung des Kindes oft die ganze Latenzperiode hindurch an.

Ich komme hier auf eine Diskussionsbemerkung von Dr. Bernfeld nach dem Vortrag von Frau Dr. Buxbaum „Über das Lügen" zurück[2]). Bernfeld verwies besonders auf die affektive Einstellung der Pädagogen der Lüge des Kindes gegenüber. Der Erzieher fühlt instinktiv, daß das Kind sich durch das Lügen seinem Machtbereich entzieht und unangreifbar wird. Vielleicht bekommt diese Einstellung vom Gesichtspunkt des kindlichen Mitteilungsdranges aus einen deutlicheren Hintergrund. Ein Kind, das lügt, fühlt sich vom Erwachsenen abgewiesen, die Lüge ist das Gegenteil der Aufforderung zur Partner- und Mittäterschaft, sie unterbricht den intimen Kontakt zwischen Kind und Erwachsenen. Das Kind, das dem Erwachsenen nicht mehr die Wahrheit sagt, ist auch mit seiner Liebe nicht mehr von ihm abhängig. Sein Lügen ist die Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mit Hilfe der Wahrheit den Erwachsenen zum Partner zu gewinnen. Es ist selbstverständlich, daß dem Verschweigen und der Heimlichkeit dabei dieselbe Rolle zufällt wie der direkten Lüge.

Der Mitteilungsdrang, der sich in der ersten Kindheitsperiode im engsten Familienkreise des Kindes äußert, wird dann in der Pubertät auf die fremden Objekte der Außenwelt übertragen. Wir wissen, wie ernst der Jugendliche

[2]) Sitzung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 4. Oktober 1933.

sich und seine Interessen zu dieser Zeit nimmt. Er sucht nach einem Gleichgesinnten, dem er seine Vorstellungen und Theorien über sich und die Welt anvertrauen kann. Er sehnt sich nach einem Kameraden, mit dem man lange philosophische Gespräche führen kann, der Verständnis für alle subjektiven und objektiven Probleme hat, der sich über seine neuen und großartigen Ideen zur Weltverbesserung nicht lustig machen wird. Vor allem aber sucht er jemanden, mit dem er über sich selbst reden kann, der nicht müde wird, der Schilderung seiner interessanten, unverständlichen und komplizierten Gefühle zuzuhören. Er ist bereit, alle seine Intimitäten mitzuteilen und die Geheimnisse preiszugeben, die ihn in leidenschaftliche Erregung versetzen. Er entwickelt ein neues erstaunliches Vergnügen an einer fast grausamen Offenheit über sich selbst. Der Freund soll ihn kennen, ihn verstehen und die Wahrheit mit ihm teilen.

Dabei kommt ein plötzlicher Stimmungsumschwung vor, und das Philosophieren verwandelt sich plötzlich in ein Blödeln, ein Unsinnreden, ein Lachen und Kichern, das aber nicht weniger in der Gemeinsamkeit genossen wird.

Diese zwei Typen des Benehmens in der Pubertätsfreundschaft erinnern uns einerseits an die direkten aufrichtigen Mitteilungen des Kleinkindes, das seine großartigen Entdeckungen teilen und mitteilen möchte, anderseits an das Unsinnreden des Kindes im späteren Stadium der indirekten Mitteilung. Wie auch sonst wird hier die Ähnlichkeit im affektiven Verhalten der ersten Kindheitsperiode mit der Pubertät auffällig. Beide, das Kleinkind und der Jugendliche, bedienen sich zur Mitteilung der gleichen Ausdrucksmittel; auch der Triebhintergrund ist in beiden Phasen durchaus der gleiche: sie treten aus der Einsamkeit der Lustgenusses heraus, um einen Partner zu suchen.

Diese Ähnlichkeit wird noch auffälliger, wenn wir uns daran erinnern, wie oft das Philosophieren oder auch das Blödeln und Unsinnreden der Jugendlichen ganz plötzlich von einem Durchbruch zur direkten sexuellen Betätigung miteinander, also von der gemeinsamen Masturbation abgelöst wird. Übrigens bleibt dem Philosophieren und Unsinnreden auch im weiteren Leben eine Stelle als Einleitung der heterosexuellen Verliebtheit; das Unsinnreden und Späßemachen rechnet man auch zu den Vorlustbetätigungen im normalen genitalen Geschlechtsverkehr.

So viel also über die Entwicklung des sexuellen Mitteilungsdranges von der infantilen Frühzeit bis in die Pubertät. Wir konnten feststellen, daß den Mitteilungen des Kindes, sowohl in ihrer offenen, direkten wie auch in ihrer entstellten, indirekten Form eine bestimmte Absicht zugrunde liegt. Das Kind benützt die Mitteilung seiner sexuellen Interessen und Handlungen dazu, um sich vor jemandem interessant zu machen, um eine zweite Person damit anzuziehen. Wir können sagen, es prahlt mit ihnen, es benützt sie zur Verführung.

Mit dieser Erkenntnis aber fangen wir an zu verstehen, daß der Mechanismus, auf den wir hier gestoßen sind, gar keine Neuigkeit ist. Wir befinden uns auf bekanntem Boden. Die Triebkraft, die im Mitteilungsdrang des Kindes zur Äußerung kommt, ist nichts anderes als der Exhibitionismus. Der Exhibitionismus hat als Ziel, sich, seinen Körper, seine Genitalien zu

zeigen. Der exhibitionistische Akt ist, wie wir wissen, immer ein Verführungsversuch. Der Exhibitionist braucht einen Partner, einen, der bereit ist, sich durch den Anblick der Genitalien zum Beschauen und damit zum Mitgenuß verführen zu lassen. Das Kind unter dem Einfluß des Mitteilungsdranges verhält sich nun in gleicher Weise, nur zeigt es statt der Genitalien seine sexuellen Interessen und Betätigungen. Es exhibiert zum Zwecke der Verführung mit dem Geständnis der sexuellen Sünde.

Wo die sprachliche Mitteilung das Teilstück eines exhibitionistischen Aktes ist, ist sie natürlich immer als solcher erkannt worden. Menschen, die ihren Exhibitionismus in ihrer Sprache untergebracht haben, haben besondere Freude an gewählten, gefälligen oder überraschenden Redewendungen, brauchen aber zum Genusse mindestens einen Zuhörer, der ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht. Sie benehmen sich auf ihrem Gebiet wie der Exhibitionist, der statt seinen Körper nackt zu zeigen, ihn in besonders schöne, farbenfreudige, auffällige Kleider einhüllt, um damit die Blicke der anderen auf sich zu ziehen. Das Unsinnreden und Späßemachen anderseits ähnelt wieder der Kunst des Clowns, dem es gelingt, mit seinen Dummheiten zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu werden. Das Herzeigen des Körpers und der Worte treffen sich im Exhibitionismus der Schauspielkunst, wo sich Sprache und Geste gegenseitig unterstüzen. Die nahe Verwandtschaft der beiden zeigt sich auch weiterhin, wenn wir die Erscheinungen nach Verdrängung des Exhibitionismus und die daraus resultierenden Sprechhemmungen verfolgen. Im sogenannten Lampenfieber finden wir ganz deutlich beide Elemente, Angst vor dem Sprechen und die vor dem Sich-zeigen, also vor dem Gehört- und dem Gesehenwerden. Das Resultat ist ein reserviertes, schüchternes, unauffälliges Individuum. Dieselben Menschen aber träumen sich in ihren geheimen Phantasien als große Redner oder Schauspieler, denen eine ungeheure Zuhörerschaft mit Bewunderung zujubelt.

Haben wir bisher die Äußerungen des Mitteilungsdranges in der normalen menschlichen Entwicklung verfolgt, so wenden wir uns jetzt zu seiner Verwendung in der kindlichen und erwachsenen Neurose, die die gleichen Mechanismen in abnormer Vergrößerung erkennen läßt.

Im Seminar für Kinderanalyse berichtete Frau Dr. Angel vor einiger Zeit den Fall eines zehnjährigen Mädchens. Die kleine Patientin begann ihre Analyse mit der Aufzählung von bösen Taten. Sie war eine Diebin, eine Lügnerin und nebenbei Schwarzfahrerin auf der Straßenbahn. Die Erzählungen machten durchaus den Eindruck, daß sie auf diese Heldentaten stolz war. In der Stunde benahm sie sich außerordentlich unartig, warf mit Papieren herum, mißhandelte die Möbel und rutschte mit Vergnügen die Sessellehnen hinunter. Sie war eine gute Turnerin und bot der Analytikerin einmal an, ihr einige neugelernte Kunststücke vorzuführen. Auf die Zustimmung der Analytikerin hin begann sie blitzschnell, und ehe man sie daran hindern konnte, sich auszukleiden. Eines Tages kam sie mit einem großen Beutel in die Stunde und warf ihn der Analytikerin mit den Worten vor die Füße: „Schau an, was ich alles gestohlen habe!“ Im Benehmen dieses Kindes lassen sich zwei Richtungen ohne Schwierigkeiten unterscheiden. Sie prahlt, einerseits mit ihren Turn-

kunststücken, anderseits mit ihren schlimmen Taten. Die Exhibition in ihrem Verhalten war allen Zuhörern des Seminars damals deutlich, nicht aber das Motiv zu dieser Exhibition. Vom Gesichtspunkt des Mitteilungsdranges aus müßte man sagen: sie exhibiert mit den gestohlenen Dingen wie mit ihrem Körper, um die Analytikerin zu verführen.

Das zweite Beispiel entstammt ebenfalls einem Fall des Seminars für Kinderanalyse, der im Jahre 1933 von Berta Bornstein berichtet wurde. Die Patientin ist ein elfjähriges Mädchen, deren dissoziale Handlungen einen durchaus zwanghaften Eindruck machen. Sie richtet durch ihre Tratschsucht mit den Dienstboten wie auch mit den Leuten außer dem Hause unaufhörlich Unheil an, sie eignet sich kleine Gegenstände an, nimmt gelegentlich auch Geld. Statt aber diese Missetaten für sich zu behalten, steht sie unter dem Zwang, sie immer wieder der Mutter mitzuteilen, die sie damit in die größte Aufregung versetzt. Der Drang zum Geständnis ist offenbar unüberwindlich. Der nächstliegende Gedanke ist, daß sie unter dem Einfluß von Schuldgefühl und Strafbedürfnis steht. Das Erstaunliche an diesen Vorgängen ist aber, daß die Mutter auf die Geständnisse des Kindes nicht so reagiert, als würde es sich hier um einfache Missetaten handeln, deren Eingeständnis sie mit Verzeihung oder Bestrafung zu beantworten hat. Die Mutter reagiert mit einer heftigen Abwehr, so als wäre man ihr sexuell zu nahe getreten. Das Kind exhibiert vor ihr mit seinen Sünden, als würde es sagen: „Schau, wie schlecht ich bin, ich weiß, daß du auch nicht besser bist. Können wir nicht zusammen schlecht sein?" Das Unbewußte der Mutter reagiert, als ob sie diesen Verführungsversuch verstehen und abweisen würde.

Ein anderes Beispiel entstammt einer Analyse von Frau Dr. Jackson. Die Patientin ist eine 17jährige Schülerin, die wegen manifester homosexueller Beziehungen zu einem gleichaltrigen Mädchen in Behandlung gekommen ist. Die Patientin berichtet, daß sie sich eines Tages gedrängt gefühlt hat, einer jungverheirateten Verwandten ihre homosexuelle Beziehung zu gestehen. Ein äußerer Grund für dieses Geständnis war nicht vorhanden. Zum Erstaunen und Schrecken der Patientin beantwortet die junge Frau dieses Bekenntnis mit unzweideutigen homosexuellen Annäherungen. Sie hatte das Geständnis offenbar richtig als sexuelle Aufforderung gedeutet.

Ein anderes Beispiel: Aus dem Vorleben eines männlichen Patienten; er schließt als junger Mann Freundschaft mit einem älteren Kollegen. An einem bestimmten Punkt dieser Beziehung, die in seinem Leben außerordentlich viel bedeutet, fühlt er sich plötzlich gedrängt, dem älteren Freund etwas einzugestehen. Er hat vor einiger Zeit eine Beziehung zu einem Mädchen gehabt, in deren Verlauf es zu perversen Betätigungen gekommen ist, derentwegen er Schuldgefühle hat. Er glaubt, dieses Geständnis ihrer Freundschaft schuldig zu sein, will dem Freund alles über sich mitteilen, sich nicht besser machen als er ist. Er hofft, durch die volle Intimität und Offenheit in der Freundschaft zu ihrer Befestigung beizutragen. Der Erfolg entspricht seinen Erwartungen nicht; statt zu einer weiteren Annäherung kommt es zwischen den beiden eher zu einer Entfremdung. Der Ältere weiß nicht recht, was er mit diesem nicht verlangten Geständnis anfangen soll, der junge Mann aber fühlt sich

deutlich gekränkt und zurückgewiesen. Der unbewußte Inhalt seines Geständnisses war offenbar ein Verführungsversuch zur gleichen perversen Betätigung. Der Freund aber versteht nicht und verweigert ihm die Triebbefriedigung, die er als Antwort erwartet hatte.

Und nun ein letztes Beispiel. Eine junge Frau, eine meiner Freundinnen, erzählte mir vor Jahren eine seltsame Begebenheit aus ihrem Leben, die ich erst heute zu verstehen glaube.

Meine Freundin hatte einen Vetter, mit dem sie seit der Kindheit in einem herzlichen, rein geschwisterlichen Freundschaftsverhältnis stand. Eines Tages, einige Jahre nach ihrer Verheiratung, fühlte sie sich plötzlich gedrängt, ihn zu ihrem Vertrauten zu machen und gestand ihm, daß sie eine außereheliche sexuelle Beziehung mit einem auch ihm bekannten jungen Mann angeknüpft hatte. Die Wirkung dieses Geständnisses war eine überwältigende. Der Vetter begann sofort, sich ihr in sexueller Weise anzunähern, geriet über ihre Abweisung außer sich, fing an, sie zu mißhandeln und zu schlagen, und machte schließlich in einem plötzlichen Tobsuchtsanfall den Versuch, sie zu vergewaltigen. Es gelang ihr gerade noch, sich aus dem Zimmer zu retten, er brach zusammen und mußte sofort in eine Heilanstalt gebracht werden. Aber auch die Wirkung auf meine Freundin war eine unerwartete. Sie stand nach Beendigung dieser Szene unter dem Zwang, jedem, der in ihre Nähe kam, den Hergang des Erlebnisses bis ins kleinste Detail mitzuteilen. Dieser Rededrang war so unerträglich und unbeherrschbar, daß sie schließlich nach 24 Stunden einen Arzt veranlaßte, ihr mit einer Morphiuminjektion zum Schlafen und zum Schweigen zu verhelfen. Der Drang, das Ereignis mitzuteilen, erhielt sich aber in gemilderter Form auch dann noch durch eine ganze Periode ihres Lebens.

Heute erscheint es mir unzweifelhaft, daß der Vetter das Geständnis als sexuelle Aufforderung aufgefaßt hatte. Ihr anderseits verblieb der Zwang, die an den Vetter gerichtete Aufforderung in Gestalt von immer neuen Geständnissen andern gegenüber zu wiederholen."

Nachdem Verf. die Rolle des Mitteilungsdranges in der analytischen Kur besprochen hat, kommt sie zu folgender Abgrenzung des Geständniszwanges vom Mitteilungsdrang:

„Der Geständniszwang entsteht unter dem Drucke von Schuldgefühl und Strafbedürfnis; seine Absicht ist einerseits die Erleichterung des G e w i s s e n s, anderseits die Gewinnung von masochistischer Lust durch Annahme der S t r a f e." — „Der Mitteilungsdrang erscheint mir... als eine positive Strebung. Er dient nicht der Erwerbung von Unlust oder masochistischer Lust, sondern der Anziehung, Gewinnung und Verführung eines Partners: das heißt, er geht als Sexualstrebung im Dienste des Lustprinzips auf positiven Lustgewinn aus."

Schwierige Schüler

Von Hans Zulliger

Unter obigen Titel erscheint soeben im Verlag Hans Huber, Bern, eine Fortsetzung der Schriftenreihe „Bücher des Werdenden", herausgegeben von Paul Federn und Heinrich Meng; im folgenden bringen wir Teile des II. und III. Kapitels zum Abdruck.

Aus dem II. Kapitel: Unterscheidungen — Dissoziales Symptom und dissoziale Grundlage — Dressur und Erziehung — Milieuwechsel als heilerzieherisches Mittel

Da die Haltung und das allgemeine Betragen eines Kindes so sehr von seinen Umweltsitten abhängig sind, genügt oft eine Versetzung in ein anderes Milieu (Umwelt), um ein in gewisser Beziehung verwahrlostes Kind zu retten.

Als Beispiel dafür will ich von einem zwölfjährigen Buben berichten, den wir Gusti Lehmann nennen wollen. Er war das Kind eines häufig arbeitslosen Uhrmachers. Auch die Mutter arbeitete außerhalb des Hauses in einem Steinbohreratelier. Die Familie wohnt in einem altstädtischen Armenviertel. Der Mann wurde kurz nach geschlossener Ehe unsolid. Er ging, wenn er nicht Arbeit hatte, fischen und schwämmeln, dabei verbrauchte er mehr Geld in Wirtshäusern, als der Ertrag seiner Fische und Pilze wert war. Die Frau erhielt die Familie. Außer dem Buben war noch eine um vier Jahre jüngere Schwester da. Mit ihr vertrug sich Gusti recht gut. Einer seiner Fehler bestand darin, daß er gern herumlungerte. Seine Streifereien gingen nicht etwa nur in die Gassen der Stadt. Er zog über Land, und dabei stahl er. Es begann mit allerlei Feldfrüchten, mit einem Rucksäcklein voll Kartoffeln oder Rüben, einem Kohlkopf, die er sich holte, und setzte fort mit Obstdiebstählen. Die Eltern sagten nichts dazu. Ganz im Gegenteil, sie waren froh, wenn es eine Abwechslung auf dem kargen Tische gab. Als die Mutter einmal Bedenken äußerte, wehrte der Vater gezwungen lachend ab. Er besuchte auch den Lebensmittelmarkt. Brachte Käsestücke heim, ein Huhn, einen Vierteil von einer Speckseite. Jetzt fing er an zu handeln, und nichts war mehr vor ihm sicher. Er entwendete außerhalb der elterlichen Wohnung alles, was nicht niet- und nagelfest war, und er in Geld umsetzen konnte. Da wurde er ein erstesmal erwischt, als er bei einem Kiosk Zigarettenpäckchen in seine Taschen verschwinden ließ. Der Vater verprügelte ihn nach Noten, weil er Anstände mit den Behörden hatte. Als der Bub jedoch kurz darauf eine Anzahl Eier von einem seiner Streifzüge heimbrachte, schlug sie der Mann sogleich in die Pfanne, und gemeinsam wurden die Spiegeleier mit Brot und einem Glas roten Wein verzehrt. Gusti mußte den Eindruck bekommen, das Stehlen sei erlaubt, aber das Sicherwischenlassen sei schlimm und erzürne seinen Erzeuger. Als er in einer Feinbäckerei Schokolade mitgehen ließ, ertappte man ihn neuerdings. Gusti gestand vor der Polizei auch seine andern Diebstähle. Um der Schande zu entgehen, seinen Buben in die Zwangserziehungs-

anstalt geben zu müssen, willigte Herr Lehmann auf den Rat eines Erziehungsberaters ein, daß man Gusti bei einem Bauern verdinge. Nicht bei einem erstbesten, sondern bei einem Bekannten des Beraters.

Hier zeigte sich der Bub vorerst still und verschüchtert. Er redete wenig und gehorchte aufs Wort. Denn er fürchtete, daß man ihn doch noch in der Anstalt versorge, wenn man mit ihm nicht zufrieden sei. Der Pflegeort gefiel ihm aber, schon deshalb, weil er reichlich zu essen erhielt und mit den Tieren umgehen durfte. Sein erster Freund war der Hofhund. In der beschränkten Freizeit, die ihm zur Verfügung stand, spielte er mit ihm und taute dabei auf, er lachte und wurde lebhaft. Der Hund half ihm auch beim Viehhüten.

Den Leuten gegenüber legte er lange Zeit ein mißtrauisches Wesen an den Tag. Sie ließen den Buben gewähren, so war ihnen von zuständiger Stelle her geraten worden. Diebstähle wurden keine beobachtet.

Schon hätte man meinen können, der Umschwung im Leben des Buben hätte ihn gebessert. Nur der Berater, dem von Zeit zu Zeit Berichte abgegeben wurden, wollte der Sache noch nicht recht trauen. Er verfocht die Ansicht, daß Gusti sich vorerst an einen Menschen anschließen müsse. Das würde zur Folge haben, daß der Bub, um die Zuneigung dieses neuen Freundes aufrecht zu erhalten, die Diebereien für immer aufgäbe.

Im darauffolgenden Winter durfte Gusti in Gesellschaft seines Pflegevaters Holz in die Stadt bringen. Bei diesem Anlaß traf er sich zum erstenmal seit der Versetzung in eine andere Umwelt mit den Seinen. Auf den Hof zurückgekehrt, wurde Gusti im Stalle mit einer brennenden Zigarette angetroffen. Das Rauchzeug hatte er bei einem Kiosk anläßlich des Stadtbesuches gestohlen. Der Melker schalt ihn aus, der Bub lief weg in sein Gadenzimmerchen und ließ sich nicht mehr blicken. Der Dienstbote meldete die Sache seinem Meister, und der besprach sich am Telephon mit dem Berater. Dann ließ er Gusti zu sich kommen. Der Bub erschien mit gesenktem, vertrotztem Angesicht, den Kopf in den Schultern, und jetzt entwickelte sich ungefähr folgendes Zwiegespräch:

„Der Melker hat mir gemeldet, du habest im Stall geraucht!" beginnt der Bauer mit ernster, aber doch ruhiger Stimme.

Der Bub antwortet nicht.

Der Pflegevater wartet eine Weile, dann fragt er gleich ruhig weiter: „Ist es auch wahr?"

Der Bub gibt ihm einen raschen, forschenden Blick und drückt hervor: „Ja!"

„Weißt du, warum du das nicht darfst, und weshalb das niemand machen darf?"

Der Bub, etwas aus der Fassung gebracht, weil er nicht gleich gescholten wird: „Ja, der Melker hat's mir gesagt."

„Was hat er dir denn gesagt?"

„Das Stroh hätte angehen können!"

„Siehst du, und das wolltest du doch nicht, oder?"

„Nein!"

„Gelt! — Aber woher hattest du denn dein Rauchzeug?"

„Gestohlen!"

„Wo?"

„Am Lindeneck beim Kiosk. Als ich nach dem Mittagessen bei uns zu Hause wieder zu Euch kam."

„So. — Hast du noch von den Zigaretten?"

Gusti kramt wortlos ein angebrochenes Päckchen „Parisiennes" hervor. Der Bauer gibt sie ihm zurück.

„Ich hätte das nicht von dir erwartet", sagt er. „Ich werde das Rauchzeug bezahlen, sobald ich wieder in die Stadt fahre, übermorgen oder am Samstag."

Der Bub beginnt zu weinen.

„Höre, Gusti, das nächste Mal, wenn du unbedingt rauchen mußt und dem Gelüste nicht widerstehen kannst, so sag' es mir. Ich gebe dir dann einen Stumpen, den kannst du hinterm Haus in der Hofstatt rauchen. Zu stehlen brauchst du gar nicht, sei es, was es wolle. Du hast es nicht nötig, etwas zu entwenden, du kannst es nur bei mir verlangen."

Der Bub weint immer mehr.

„Ich werde dich jetzt nicht mehr bei den Holzfuhren mitnehmen können. Sonst bin ich ja daran schuld, wenn du in Versuchung gerätst. — Komm jetzt, und spann den Hund an, bring die Milch in die Käserei!"

Sie gehen hinaus, der Bauer hilft die Brenten aufladen, Gusti fährt weg. Dann bespricht sich der Meister mit dem Melker und verbietet ihm, den Buben wegen des Diebstahls irgendwie „aufzuziehen". Der junge Mann verspricht, so zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre.

Einige Wochen darauf hat die Sache ein Nachspiel. Der Viehhändler ist auf den Hof gekommen und hat zwei Kuhkälbchen gekauft. Beim Weggehen hat er dem Buben einen Franken geschenkt. (Der Brauch, dem Hüterbuben beim Vieheinkauf ein Geldgeschenk zu machen, wird von unsern Händlern auch heute noch hie und da gepflegt.) Nach dem Abendessen drückt sich Gusti unruhig in der Eßstube herum, und als alle außer dem zeitunglesenden Hofherrn hinausgegangen waren, legt der Bub den Franken vor ihn hin. Dann will auch er weggehen.

Der Meister hält ihn zurück.

„Was ist mit dem Geld?"

„Das ist für Euch."

„Wozu?"

„Für die Zigaretten."

„Die haben nur einen Halbfranken gekostet."

„Es macht nichts!"

„Doch, doch!" der Bauer gibt Gusti fünfzig Rappen zurück.

„Ich käme so gerne wieder einmal mit auf die Holzfuhre!" bettelt der Bub und blickt dem Mann scheu ins Gesicht.

„Gut, das nächste Mal, wenn ich fahre!"

Seit diesem Vorfall sind jetzt vier Jahre verstrichen. Der Bub ist inzwischen aus der Schule entlassen worden. Er steht als junger Karrer beim selben Bauern in Dienst und hat nie mehr etwas gestohlen. Sein Wesen hat sich verändert. Sein einst verschlagener Blick ist gerade und offen geworden. Gusti hat sich zu einem zuverlässigen, fröhlichen und von seinen Meistersleuten

geschätzten Burschen entwickelt, und er hängt ihnen mit Liebe und Hochachtung an. Vom Bauernhofe spricht er als von „unserm“ Gute, woraus zu schließen ist, daß es ihm eine Heimat bedeutet.

Der Bauer hat inzwischen einen neuen kleinen Diebsjungen in seine Obhut genommen, und Gusti trägt nicht wenig dazu bei, den jüngeren Kameraden zu erziehen.

Es ist anzunehmen, daß Gusti seinen Weg als braver Mensch und Bürger machen wird.

Dazu hat die Milieuveränderung genügt.

An dem Beispiel fallen drei Dinge auf. Man hat Gusti nicht beim erstbesten Bauern untergebracht. Der Pflegevater ist ausgelesen worden, er war dem Erziehungsberater als Mensch bekannt, dessen Art für die Erziehung des Buben geeignet schien. Eine solche Auslese ist wichtig, denn nicht ein jeder ist befähigt.

Zweitens hat sich der Erziehungsberater nicht nur während der paar Konsultationen und der Einleitung der Milieuveränderung um Gusti gekümmert. Er blieb mit dem Pflegevater in dauernder Verbindung, auch wenn er sich im Hintergrunde hielt und den Buben nicht mehr sah. Dem Pflegevater konnten erziehungsfürsorgliche Ratschläge erteilt werden.

Drittens ist ersichtlich, daß die Versetzung in eine andere Umwelt an sich nicht wirkte. Es mußte noch etwas dazukommen. Im vorliegenden Falle war es der neuerliche Diebstahl und dessen Erledigung. Ihre Folge war d i e g e f ü h l s m ä ß i g e B i n d u n g G u s t i s a n s e i n e n V a t e r s t e l l v e r t r e t e r.

Wie haben wir uns die seelischen Vorgänge und Umstellungen in Gusti vorzustellen?

Die neue Umgebung, als deren menschlicher Vertreter besonders der Bauer dasteht, wurde dem Buben lieb. Was man liebt, dem wird man ähnlich, das ist altbekannt. Bei Verliebten wird die Wahrheit der Verähnlichung oft sehr deutlich, etwa dann, wenn sich die ehedem völlig verschiedenen Schriftzüge angleichen, wenn die Partner sich Haltungen abschauen, die Art zu sprechen unbewußt nachahmen usw. Den äußerlichen Zeichen des Ähnlichwerdens entsprechen innere, seelische Vorgänge. In der Seele des Liebenden wird das Liebesobjekt gleichsam als Idealbild aufgerichtet. Unbeabsichtigt, unwillentlich, unbewußt verinnerlicht der Liebende auch die Ansichten, die Meinungen, die Lebensanschauung, die moralischen Richtlinien seines Partners und empfindet sie schließlich als die seinen. Und er richtet und verhält sich danach.

In der Psychologie nennen wir nach S i g m. F r e u d die Summe aller der Idealbilder, der persönlichen Heldenfiguren und Vorbilder, seien sie nun als lebendige Menschen einst einem Kinde nahegestanden, oder habe es sie aus der Lektüre und aus dem Abhören von Märchen, Sagen, Geschichten usw. in sich aufgenommen, das „Ü b e r - I c h“. Es steht als unbewußter Richter im Menschen und umfaßt auch die Vorstellungen über Gott. Seine Funktion wirkt „normativ“, normgebend. Das Über-Ich zügelt beispielsweise die Triebforderungen. Es ist dann so, als ob die einst geliebten und vorbildlichen, die Moralität fordernden und messenden Figuren Teile des eigenen Selbst ge-

worden wären und gleichsam in uns weiter lebten, um uns dem Ideale nahe zu bringen.

Spitteler hat einen Teil des Über-Ichs, des ihm vorschwebenden Idealbildes die „Imago" genannt, und deren Einfluß auf den Romanhelden in psychologisch feiner Weise dichterisch gestaltet.

Kehren wir zu unserem Gusti zurück. Der Bauer, der es durch sein ruhiges und kluges Verhalten dahin bringt, daß der Bub ihn und sein neues Milieu liebt, leitet eine Umschichtung oder Neubildung des kindlichen Über-Ichs ein. Zunächst gibt Gusti die Diebereien auf, um seinem Pflegevater zu gefallen — um von ihm den Liebesbeweis zu erreichen, wieder auf die Holzfuhren mitgenommen zu werden. Nach und nach werden dem Jungen die gehobeneren Umweltsverhältnisse mitsamt ihren moralischen Idealen ein Lebensbedürfnis, die Ideale ein Stück seiner selbst. Am verinnerlichten Bilde des Pflegevaters bildet sich ein neues Stück Über-Ich, das anders ist als das am leiblichen Vater errichtete — das in verschiedenerlei Hinsicht moralischer ist, die Diebstähle nicht mehr erlaubt und ein solides und arbeitsreiches Leben fordert.

Junge Menschen, die aus Armut und schlechten Lebensverhältnissen der Verwahrlosung entgegentreiben, sind in der Regel leicht zu bessern. Es genügt eine solche Versetzung in eine moralischere Umwelt, worin sich das kindliche Gefühl liebend binden kann.

Die einzige Schwierigkeit besteht darin, die richtigen Pflegepersonen zu finden. Es eignen sich dazu ruhige und natürliche Menschen, die den Pflegling weder zu kalt, noch zu warm und auch nicht „gnädig" behandeln. Vor allem dürfen sie ihn nicht um materieller Vorteile willen, etwa um einen billigen Knecht zu erhalten, bei sich aufnehmen. Leute mit einem geraden, natürlichen Wesen, die vielleicht äußerlich keine betonte Frömmigkeit an den Tag legen, aber eine tiefe, praktische Religiosität und Menschenliebe besitzen, dürfen sich der Aufgabe widmen, ein fremdes und dazu noch gefährdetes Kind verstehend und einfühlend in ihren Familienkreis einzuschließen. Vielleicht sind solche Pflegeplätze selten. Aber es gibt Leute, die den umschriebenen Anforderungen entsprechen. Man muß sie suchen, bis man sie findet.

Die Erfolge, die bei Umweltänderungen häufig festgestellt werden können, verleiten gerne zur Ansicht, daß diese Maßnahme von unfehlbarem erzieherischem Werte sei. Es sind mir einzelne Pädagogen und Erziehungs- und Vormundschaftsbehörden bekannt, die den Milieuwechsel als Universalmittel bei allen „schwierigen" Erziehungsfällen zur Anwendung bringen. Erst die Praxis belehrt sie dann, daß ihrem so sehr geschätzten Besserungsmittel nicht ein allgemeiner Erfolg zuzusprechen ist.

Aus dem III. Kapitel: Diskussion des Mittels „Milieuwechsel" — Vom Aufbau der seelischen Persönlichkeit — Zivilisierung und Kultivierung

Jedermann kennt aus seiner eigenen Erfahrung etwa junge Burschen, die einst sehr folgsame, wohldressierte Kinder waren, und die sich jetzt in gröbster Weise gegen die Eltern auflehnen.

Die Eltern beklagen sich: „Wir wissen nicht, woher das kommt! Bei der

Erziehung des Buben haben wir uns alle erdenkliche Mühe gegeben, nichts haben wir ihm durchgehen lassen, und er war so artig und gehorsam!"

Er war solange gehorsam, als er vermutete, daß die Eltern stärker seien als er. Einmal im Bewußtsein seiner Kraft, mag er nicht mehr folgsam und artig sein. Seine Unfolgsamkeit wird sogar durch Racheimpulse verstärkt. Er will jetzt schon zeigen, wer ihm befiehlt: niemand darf es wagen, und wenn man es versucht, dann tut er das Gegenteil und freut sich, sich durchzusetzen; denn ein jedesmal erlebt er Selbstgefühl, Machtrausch. Jahrelang hatte er sich vorgestellt, die Eltern seien mächtiger, stärker als er, bis er dann einsah, daß ihm ebensolche Fähigkeiten eigen, wie seinen ehemaligen Beherrschern. Und jetzt dreht er einfach den Spieß um. Er muß sich tagtäglich von seiner Übermacht überzeugen. Er fühlt sich noch nicht ganz sicher, darum hat er augenfällige, laute Beweise nötig.

Später einmal, wenn er schon sicherer geworden ist, wird er sich mit seinen Eltern wieder aussöhnen. Sein Machtkampf tobt sich auf einer anderen Ebene aus, das Leben bietet deren genug. Er kann beispielsweise eine Frau heiraten, die er unbewußt wegen ihrer seelischen Ähnlichkeit mit der Mutter auserwählt. Und mit der er sich sein Lebtag lang herumplacken kann, seufzend, trotzig, und doch zu tiefst befriedigt. Oder er fängt mit seinen Vorgesetzten Streit an, aus unbewußten Motiven und vom sogenannten „Wiederholungszwang„ (Freud) angetrieben, er mißt sich mit ihnen, sorgt und bekümmert sich und freut sich seiner Siege. Ein anderes Feld ist die Politik.

Hier ist es wohl am Platze, noch eine weitere Möglichkeit der Entwicklung eines solchen Menschen zu streifen. Er heiratet und wird selbst Vater eines Buben. Und jetzt rächen sich die Sünden seiner Eltern: der Sohn wird mit großer Strenge dressiert — „erzogen", wird der Vater meinen — mit der gleichen Strenge, unter der einst der Vater gelitten hat. Frühzeitig wird des Buben Willen „gebrochen" und daraufhin gearbeitet, daß er, wie man sagt, „aufs Wort" gehorcht. Mit grobschlachten Mitteln wird dafür gesorgt, daß das Kind „mürbe" wird und sich bedingungslos unterwirft. Setzt es dem Vater vorerst Widerstände entgegen, so sieht es recht bald ein, daß es ohnmächtig ist und besser tut, allen Befehlen, Wünschen, Geboten, Verboten seines Erzeugers unmittelbar Folge zu leisten.

Und jetzt wird der Vater über seinen folgsamen Jakobli etwa das Urteil fällen: „Er ist ein gutes, braves Kind, dank meiner ‚Erziehung'. Man muß ihn nur fest im Zügel behalten. Ich bin mit ihm zufrieden!"

Das brave, gute Kind kommt ins Schulalter. Es trifft möglicherweise strenge Lehrer. Hier hält die Bravheit an, es gibt nichts über den Buben zu klagen. Denn die Schulverhältnisse sind denen im Vaterhause sehr ähnlich.

Vielleicht aber trifft er es zu einem sehr geduldigen, gutmütigen, liebereichen und vielleicht etwas femininen (weiblich wirkenden) Lehrer.

Und plötzlich geht der Teufel los! Widerspenstigkeit und Trotz erleben eine neue Auflage. Der einst so brave Jakobli unterläßt nichts, um den Lehrer zu reizen, und aller freundschaftliche Zuspruch nützt nichts. Der Lehrer wird an seiner eigenen Art schließlich irre, er versucht es jetzt mit der Strenge. Aber er kommt damit zu spät: der Bub hat ihn in seinem tiefsten Wesen er-

kannt, und die nachträgliche Strenge nützt nicht im geringsten. Ganz im Gegenteil, sie bewirkt im Buben nur stärkere Verhärtung, vermehrte Renitenz.

Der Pädagoge findet, daß es so nicht weitergehen dürfe, der Jakobli verderbe ihm die Klasse mit seinen Streichen. Er entschließt sich zunächst zu einer Rücksprache mit den Eltern. Er setzt dem Vater das Verhalten seines Sohnes auseinander und verhehlt nicht, daß er für die Gemeinschaft der Klasse, aber auch für das spätere Fortkommen Jakoblis fürchte.

Der Vater ist tatsächlich höchst erstaunt, ehrlich erstaunt. „Ich begreife das nicht", antwortet er. „Zu Hause gehorcht der Bub aufs Wort, jetzt wie je, lieber Herr Lehrer! Alle unsere Nachbarn werden Ihnen die Wahrheit meiner Aussage bezeugen. Mehr noch: alle ehemaligen Lehrerinnen und Lehrer werden nicht anders über Jakobli urteilen. Bitte, schauen Sie sich einmal seine Sittennotten in den Schulzeugnissen an. Sie lauten immer sehr gut. — Aber ich will Ihnen gerne sagen, woran es fehlt. Sie sind mit unserm Buben viel zu wenig strenge, jawohl, viel zu nachgiebig, freundlich und — sagen wir es offen heraus — viel zu schwach! Nehmen Sie es mir nicht übel, ich will Ihnen nicht in Ihr Handwerk pfuschen und in Ihre Erziehungsmethode hineinreden, aber Langmut, Geduld und Güte, so sehr sie für viele Kinder am Platze sein mögen — für gewisse Kinder eignen sie sich nicht. Sie passen insbesondere nicht für meinen Jakobli. Er muß eine harte Hand über sich fühlen, nur dann gedeiht er, dann ist ihm wohl. Versuchen Sie es einmal mit tüchtigen Strafen, packen Sie ihn nicht immer mit Handschuhen an. Prügeln Sie ihn meinetwegen windelweich, wir werden deshalb nicht zum Richter laufen. Er wird sich überhaupt davor hüten, zu Hause etwas zu erzählen. Er weiß gut warum, er will nicht eine weitere Tracht Schläge riskieren. Also, zeigen Sie ihm, daß er einen Herrn über sich hat, der nicht mit sich spassen läßt, und Sie werden Wunder erleben mit ihm!"

„Aber — ich habe es schon mit der Strenge versucht, sie fruchtete nichts!" entgegnete der Lehrer. Der Vater lächelt.

„Erlauben Sie — ich will Ihnen ja helfen, und wir müssen am selben Stricke ziehen — und was ich Ihnen jetzt sage, das wollen Sie nicht als Kritik auffassen: Ihre Strenge gegenüber Jakobli ist für ihn nur ein Spiel, sie macht ihm zu wenig Eindruck. Sie müssen dreinfahren und des Buben Respekt erzwingen, folgerichtig und andauernd und ohne Erbarmen, damit er fühlt, es sei Ihnen Ernst!"

Zerknirscht geht der Lehrer weg. Er ist erschüttert und fragt sich, ob er denn unrichtig empfinde, wenn er seinen Schülern gegenüber geduldig und lieb war. Ob nicht vielleicht doch die Vertreter einer strengen Erziehung Recht hätten. „Ein Kinderschinder mag ich nicht sein!" wehrt er sich. Zugleich aber zweifelt eine andere Stimme in ihm: „Vielleicht täusche ich mich, und in Fällen wie bei Jakobli gibt es nichts anderes als gewalttätige Disziplinierung!" Und aus dem Zwiespalt: „Ich kann doch nicht einmal so, und ein andersmal anders sein!" entspringen trübselige und niederschmetternde Zweifel.

Sehen wir uns den Jakobli ein wenig an. Von frühester Jugend auf ist er an Dressur gewöhnt. Mit Dressurmitteln ist einst seine Selbständigkeit, sein

Eigenwille unterbunden worden. Dann erweckte er den Eindruck eines gefügigen und leichterziehbaren Kindes, das sich normal anpaßte. Sein Gefühl, seine Weltanschauung stützt sich darauf, daß ein Herr vorhanden sei, dem man bedingungslos gehorchen muß. Seine erste Erfahrung, im Vater einen solchen Herrn zu besitzen, wiederholte sich im Verhältnis zu seinen ersten Ersatzvätern, den Lehrern.

Und jetzt trifft er einen Menschen, der sich anders verhält. Zu einem feiner organisierten, weniger brutal maskulinen (männlich wirkenden) und für ihn „ungefährlichen" Lehrer. Er durchschaut dessen Wesen intuitiv und kommt in einen Gefühlskonflikt. Er kann sich nicht denken, will nicht wahr haben, daß es derartige Vorgesetzte gibt. Würde er daran wirklich glauben müssen, so stürzte seine Welt zusammen, er würde in ihr völlig alle Richtung verlieren und befände sich im Chaos (Zustand gänzlicher Verwirrtheit). Darum fordert er den Lehrer heraus. Dazu benutzt er die gleichen Mittel, mit denen er einst als kleiner Bub seinen Vater herausgefordert hat: der Trotz und seine Abkömmlinge, die ein Jahrzehnt oder länger in ihm unterdrückt und gleichsam eingekrustet ruhten, brechen unverändert hervor und feiern ihre zügellose Auferstehung. Dabei erwartet und wünscht der Junge, daß der Lehrer wie einst der Vater sich verhalte. Tut es der Mann, dann ist der Bub wiederum „sicher" — seine Lebensanschauung kann weiter bestehen, so wie sie war. Tut es der Lehrer nicht, dann hat der Bub keinen Halt mehr.

Mit seinem Trotz dem Lehrer gegenüber kämpft Jakobli um seine geistige Existenz. Es ist ihm nicht möglich, ohne Unterdrückung von Seiten eines gewaltsamen Herrschers zu bestehen. Denn er ist durch die häusliche „Erziehung" zur Untertanennatur gemacht worden. Um sich im Leben halten zu können, muß er die drohende Peitsche über seinem Haupte wissen. Er ist nicht imstande, selbst Verantwortung zu tragen. Er kann nur „Werkzeug", er kann nicht selber „Wille" sein, er bedarf des Haltes von außen, einer fordernden Autorität, die zuschlägt, wenn sich ihr Knecht gegen sie verfehlt.

Und wenn sich Jakoblis Lehrer entschließt, den Rat des Vaters genau zu befolgen, dann wird der Bub spottend, aber im Grunde genommen tiefbeglückt ausrufen: „Ich habe es mir nie anders gedacht, der Lehrer ist in seinem Wesen genau gleich wie der Vater und die vorherigen Lehrer! Wenn er sich einst geduldig, langmütig und gütig zeigte, dann war das nur gespielt!"

Der Lehrer wird, wenn jetzt Jakobli seinen Nacken unter das strenge Joch beugt, den Eindruck haben, der Sieg sei sein. In Wirklichkeit aber hat der Bub obgesiegt: er hat seinen Erzieher durch sein Verhalten zwingen können so zu sein, wie sich Jakobli die „Autorität" vorstellt seit Kinderbeinen an. Und jetzt braucht er weder seine Weltauffassung und Lebensanschauung, noch seinen Charakter, sein seelisches Gleichgewicht zu verändern. Er kann weiter innerlich träge bleiben, er hat nicht nötig, sich zu entwickeln, es wird ihm etwas Wesentliches erspart. Alles bleibt in ihm beim Alten.

Es ist ganz allgemein bequemer, im Alten zu verharren, als sich an ein unabsehbares und unbekanntes Neues gewöhnen und sich darein finden zu müssen. Der größere Teil unseres Seelischen ist „konservativ".

Wir können sagen: es ist für Jakobli das kleinere Übel, wenn der Lehrer

in dem Sinne nachgibt, daß er ihm den Gefallen der unerbittlichen Strenge tut. Jakobli wird so ein „brauchbarer“ Mensch bleiben können, der allerdings sein Lebtag lang zur Knechtschaft vorausbestimmt ist. Er wird, von seinem Unbewußten, von seinem „Schicksal“ heimlich gelenkt, immer die Situation finden, wo jemand ihn führt, beherrscht, hält.

Verfolgen wir aber auch die Weiterentwicklung für den Fall, daß sich der Lehrer in seiner Art treu bleibt. Jetzt macht der Bub die Erfahrung, daß es noch etwas anderes gibt als Knechtschaft. Aber er findet sich darin nicht zurecht. Der Zustand erscheint ihm als Unordnung. Und diese gefährdet ihn. Er wird eine schlimme Zeit durchmachen müssen. Seine Welt muß neu aufgebaut werden. Das kann unter Umständen gelingen. Vielleicht hat er Kraft genug, sich selber zu retten, dann wird er innerlich das Autoritätsbild seines Vaters abbauen und am Vorbild seines Lehrers sich neue Ideale errichten. Die Umstellung wird schmerzhaft sein und viel Zeit brauchen. — Oder aber, er findet die nötige Kraft zur Umstellung nicht mehr, und dann geht er am inneren Konflikt zugrunde. Äußerlich zeigt sich das an seiner Haltlosigkeit, Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit, Launenhaftigkeit, Gefühlsunsicherheit, Zerfahrenheit und Ziellosigkeit. Ein „wertvolles“ Glied der menschlichen Gesellschaft kann er nicht werden. Er wird ein bedauernswerter, charakterlich „armer Teufel“ bleiben.

Soll die Umstellung von der Dressur zur Erziehung — denn darum handelt es sich — gelingen, dann muß auch der Lehrer gewisse Bedingungen erfüllen. Er muß seinen Zögling dahin bringen, daß er ihn l i e b t. Er muß ihm ohne gewaltsame Mittel Autorität aufnötigen. Vielleicht besticht er ihn durch seine gleichmäßige Ruhe. Unter Umständen fällt ihm intuitiv etwas ein, was den Schüler im Sturm für ihn einnimmt. Die Unterordnung unter den Lehrer geschieht dann nicht darum, weil ihn der Schüler fürchtet, nicht aus Angst und dem Bestreben, Strafe und Unlust zu vermeiden, sondern aus Hochachtung, Hochschätzung, freiwilliger Anerkennung einer geistig überlegenen Führerschaft.

Es entwickelt sich dann der gleiche Vorgang wie bei Gusti, nachdem dieser zu einem klugen und in seiner Lebensart mässigen Pflegevater gebracht worden war. Damit Jakobli sich seelisch umorganisiere, ist es nötig, daß der Lehrer die Situation zwischen sich und seinem schwierigen Schüler erkennen, durchschauen kann, und dementsprechend sich verhält, oder daß er dies aus innerer Ruhe und Sicherheit, aus eigenen unerschütterlichem seelischen Gleichgewicht auch ohne Überlegungen tut.

Ein Umweltwechsel ist für Jakobli nicht unbedingt nötig. Würde es ihm, in eine neue Umwelt versetzt, gelingen, die neue Autorität zur Strenge zu zwingen, die er an seinem Vater erlernt und die er nötig hat, dann wäre erzieherisch nichts erreicht. Der Lehrer vermag infolge seiner Einsicht oder seiner Festigkeit ein viel zweckentsprechenderes Verhalten an den Tag legen, um Jakobli zu bessern, als wenn man ihn aus seinen alten Verhältnissen herausreißt und in eine andersartige Umgebung bringt, von der man nicht zum voraus wissen kann, wie sie wirkt.

Bei einem Milieuwechsel besteht die Gefahr beinahe immer, daß ein Kind

durch sein Verhalten die neue Umgebung nach und nach so weit bringt, bis sie nichts anderes als ein Abbild der alten geworden ist. Gelingt es dem Pflegling, die alte Situation herzustellen, was er selbstverständlich nicht mit bewußter Absicht verfolgt, dann braucht er sich nicht zu verändern, die Anpassungsleistung wird ihm erspart.

Neuerliche Ehrung Professor Sigm. Freuds. Die Royal Society of Medicine, London, hat in ihrer letzten Sitzung Professor Dr. Sigm. Freud in Wien einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt.

III. Europäischer Kongreß für psychische Hygiene. Die „III. Réunion Européene d'Hygiène Mentale" findet anläßlich der Brüsseler Weltausstellung am 20. bis 21. Juli 1935 statt. Zum Referat „Strafe und Zwang in der Familie und in der Schule" werden sprechen: Dr. H. Crichton-Miller, London, und Dr. Heinrich Meng, Basel.

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, IX. Jahrgang, Heft 2

INHALT:

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Hoffer, Wien I, Dorotheerg. 7. Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Hoffer, Wien I, Dorotheerg. 7. Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, IX. Jg. (1935), Heft 2 (März—April)

IX. Jahrg. März—April 1935 Heft 2

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Preis dieses Heftes Mark 2·—